

# Leihbibliothek

deutscher, französischer, englischer, spanischer,  
italienischer, dänischer u. schwedischer Bücher

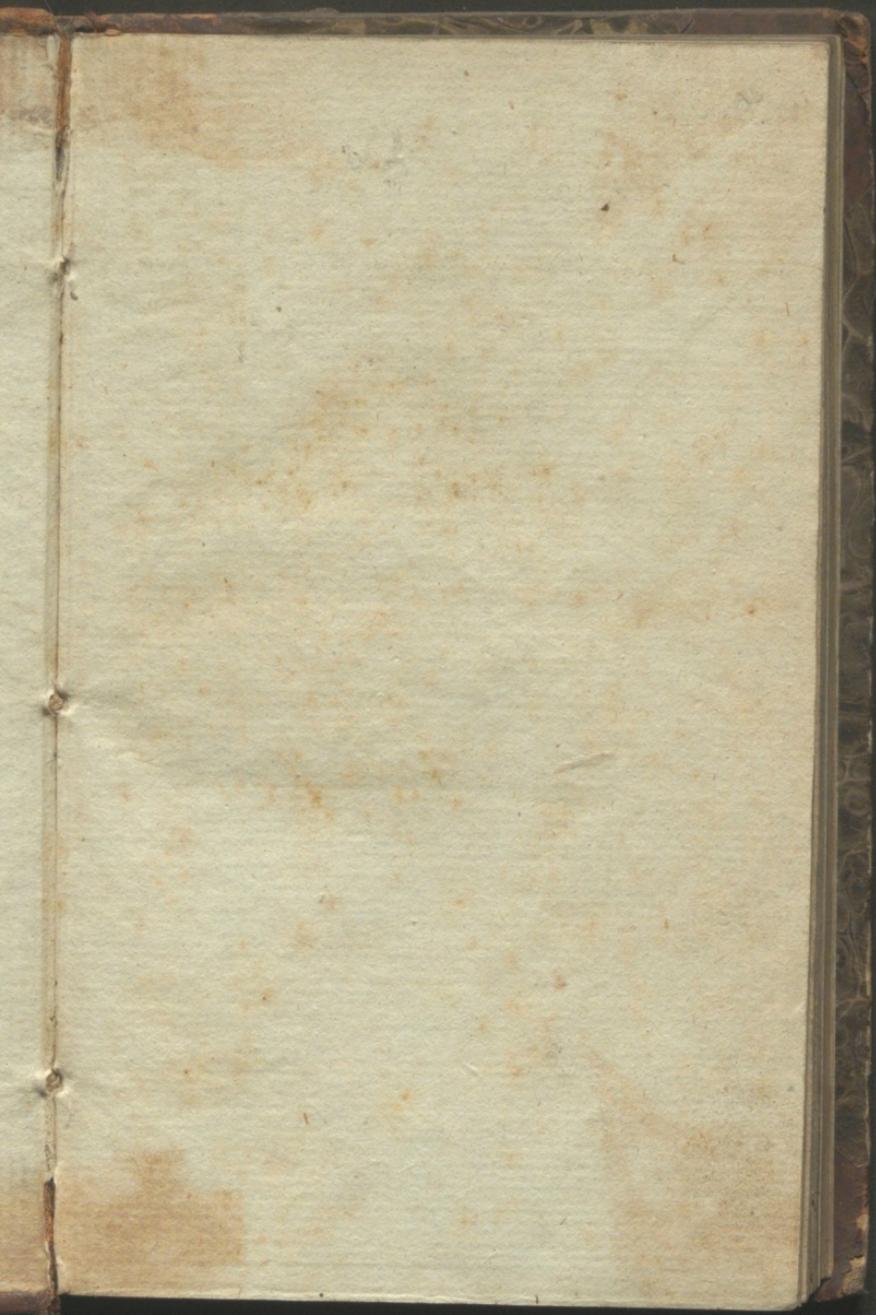
von

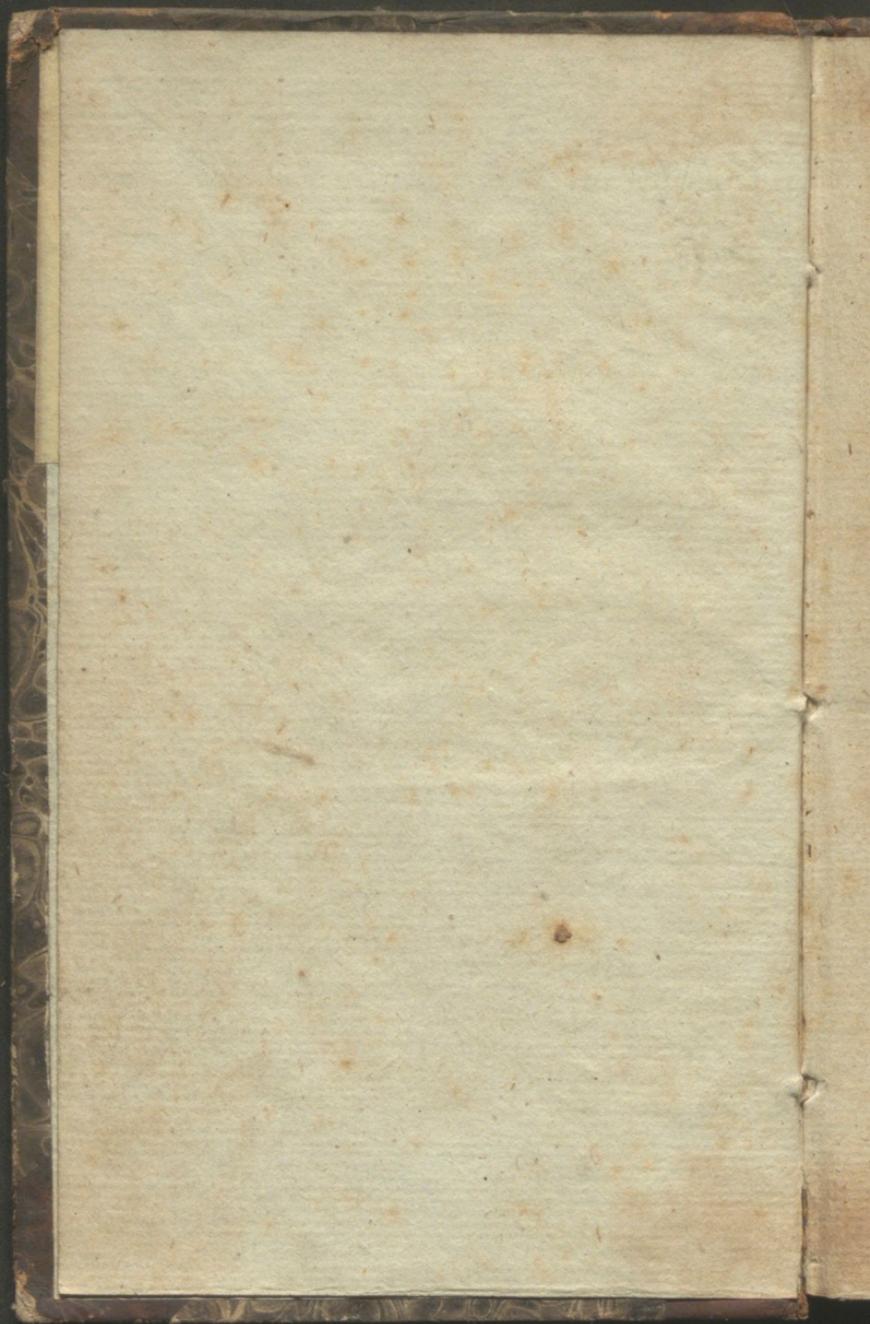
**Conrad Prall.**

Buch- und Musikalien-Handlung,  
in Hamburg,

Rödingsmarkt (Ost-Seite) No. 5, vom  
Burstah links im 4ten Hause.

Ha 179





Die  
Geschwister  
oder  
die Neue.

---

Von  
A. Lafontaine.

---

Erstes Bändchen.

1807/90 1200

---

Halle  
in der Neengerschen Buchhandlung.  
1819,

NOEN. BIBL.  
DER  
UNIVERS.  
HALLE.



Die  
G e s c h w i s t e r  
oder  
die K e u e .



I. Bändch.

1



---

Albert Dronken an Herold.

Erkennst Du, mein geliebter Jugend-  
freund, die Züge meiner Hand noch? O,  
wo warst Du an jenem Morgen, da die  
finstern Mächte des Schicksals ihre ver-  
derblichen Loose über mein Leben warfen?  
Wo warst Du? Deine liebende Stimme  
hätte meinen Arm zurückgehalten; —  
Nein! Der arme Mensch wirft seine  
Schuld auf den Himmel und sucht die  
finstern Mächte, die in seiner Brust woh-  
nen, am Throne der ewigen Liebe. Und  
dennoch, glaube ich, Du wärst mein  
Schutzengel gewesen. O wo warst Du?

Und nun habe ich wieder das einzige  
Glück gebrochen, was mir übrig blieb!  
Ich habe den Namen: Freund, genannt.  
Aus meinem Leben riß das Geschick alle  
tröstenden Namen des Lebens auf ewig

weg. Zwischen mir und jeder Freude steht wie eine demantene Scheidewand — Brudermord! Und doch war's ja, da ich das Wort: Geliebter Jugendfreund, schrieb, als schlug' der Flügel der Genezung sich um mein Herz, als ginge ein neuer heller Mond aus dunkeln Wolken mir auf, als dürfte ich wieder ins helle Leben, versöhnt von Dir, zurücktreten!

Nein, ich darf nicht! Und so lebe wohl, Du tröstendes Licht der Freundschaft! auf ewig lebe wohl!

Ich darf dem Boden nicht näher kommen, den ich mit Blut bespritzte. Ich liebte in jener Zeit, da das Leben mich noch nicht ausgestoßen hatte, Sophien — O darf ich den schönen Namen nennen? Ich sende dir Gold. Fodde mehr, wenn es nicht reicht. Das Edelste von allen Gütern, Gold, habe ich. Suche Sophien auf, wo sie lebt, wenn sie noch lebt, wenn nicht auch sie mein Geschick mit harter Hand weggerissen hat! O schütte über ihr Haupt jeden

Gegen des Lebens. Ich will Dich noch  
einmal: Freund, nennen! Deine Briefe  
treffen mich in Hamburg unter dem  
Namen: Schwarz. Ist sie todt: so  
antworte mir nicht. Leb wohl, Herold!  
Ich lebe! Das ist das einzige Wort, was  
die Welt für mich hat. Ich lebe! Leb  
Du wohl!

Das warnende Orakel. Der Mord.

Die rächenden Furien.

Warum muß ich über Dein Leben,  
armer Albert, diese harte Ueberschrift  
schreiben? Eben stand er in den Jahren,  
da aus dämmelnden Blumengärten der  
Kindheit das hohe Paradies der Liebe  
emporsteigt. Er fand nach und nach alles,  
was das durstige junge Herz je gewünscht.  
Er nahm in seinem weichen Herzen alle  
schönen Träume der Kindheit mit in die  
Jugend hinüber, nur verschönert, nur

erhabener. Seine Kindheit hatte einen edlen Lehrer gefunden, eine weise Mutter, und die Dichter der Alten. Seine Jugend fand den Freund, seinen Herold, und da breitete sich das Leben wie ein weitzer Triumphbogen, mit allen Kränzen des Ruhms und des Glücks geschmückt, für ihn aus.

Sein Oheim, der Major von Dronken, der fast eben so weich war wie sein Neffe, rief dennoch, wenn er ihn mit den goldenen Locken und den trunkenen Augen, wie einen jungen Apoll, im Garten umherirren sah: „Schwester, die Natur hat sich ohnehin in Albert vergriffen. Sie gab ihm eine Mädchenseele, und Sie, liebe Schwester, statt ihn wie den Achilles im Feuer zu baden, um ihn hart zu machen, zum Lenker! wie einen Mann, baden ihn im Blumenduft der Musik und der Dichtkunst, so gut, wie sein Hofmeister. Was soll daraus werden?“ Und dann hielt er eine lange Rede, welche die Mutter belächelte. Denn drangen nicht selbst dem Major Thränen einer schlecht

verhehlten Freude in die Augen, wenn sie  
so schalt? Und wußte sie nicht, daß er nur  
dafür schalt, weil er selbst so weich war,  
daß er keinem bittenden Blick oder Worte  
widerstehen konnte? Aber das eben sollte  
Niemand wissen. Der gute Major!

Auf der Schule fand Albert seinen  
Herald, den Genius der Freude und  
des jugendlichen Muthes.

„Recht so, Herald,“ rief der Ma-  
jor — „lachen Sie ihn aus seinen wei-  
chen Mädchenempfindungen heraus. Recht  
so! Und ich will Euch den dritten Mann  
zu Eurem Bunde senden, einen Menschen,  
der schon im funfzehnten Jahre ein Mann  
war, den Herrn von Bern.“

Der Major hielt Wort. Er brachte  
den Sohn seines Freundes mit dem fro-  
hen Triumphe, den beiden Dichtern die  
derbe Prosa zugesellt zu haben; — „die  
Euch Noth thut!“

Der Major hatte dem jungen Bern  
so viel von Albert und Herald, von  
ihrer Freundschaft edlem Bunde erzählt.  
Er hatte ihm vertraut, daß er ihn be-

stimme habe, die beiden weichen Knaben zu Männern zu machen, so daß der ehrgeizige Jüngling mit den Ansprüchen dieser Bestimmung zu den beiden Freunden trat.

Ein Paar Knaben hatte er zu finden geglaubt, die er beherrschen sollte, und er fand ein Paar Jünglinge, die, trotz ihrer weichen Seelen, wie ein Paar mutige Ritter das Leben wie ein stolzes Abenteuer ansahen. Und doch trat er zu ihnen mit allen Ansprüchen eines blinden Ehrgeizes, der immer foderte, nie geben wollte.

Herold klagte gegen den Major.

„Lernt ihn nur erst kennen,“ rief der Major hitzig — „er ist keine weiche Aprikose, wie ihr, sondern eine schöne Frucht in einer harten Schale. Lernt ihn nur erst kennen.“

„Ich fürchte, ich fürchte, Herr Major, wir werden ihn kennen lernen,“ sagte Herold ernst.

„Er ist ein Stern, der nicht wankt.“  
„Wohl gar mein oder Alberts Un-  
stern.“

Albert that, was er konnte, seines  
Oheims Wunsch zu erfüllen. Er hing  
sich, so fest er konnte, an Bern. Er  
hielt seinem Muth, seiner Hestigkeit so  
gar Lobreden gegen Herold, und ver-  
schwieg, was er gegen ihn fühlte.

„Er paßt nicht zu uns, Albert, glau-  
be mir. Es ist, als träte ich in eine  
fremde Welt, wenn er zu uns kommt.“

„So nimm's, als das Schauspiel einer  
fremden Welt. Mir ist er so fremd  
nicht.“

„Dir? Armer Albert!“

Bern suchte erst Herolds Freund-  
schaft; dann Alberts, da Herold  
kalt blieb. Dann fühlte er, als müßte er  
Beide hassen. Er versuchte es, die bei-  
den Jünglinge für Heuchler zu halten.  
In der Kochhitze seines Zorns über seine  
Zurücksetzung verwandelte er ihre kleinen  
Schwächen in Verbrechen, aber das hörte  
auf in jeder ruhigen Minute. Er wußte

te zuletzt nicht, wenn er mehr zürnte, dem weichen Albert, der sich von ihm durch Herold wegdrängen ließ, oder Herold, der ihn muthig zurückstieß. Der Major hielt das schlaffe Band mit Gewalt zusammen.

So hatten sie schon ein Jahr auf der Universität zugebracht.

Hier hätte eine Anspielung Berns auf Herolds Stand fast Alberten ganz von ihm gerissen. Die Verachtung in Alberts Auge über diese Anspielung entging dem Herrn von Bern nicht. Er erröthete; aber er zürnte mit beiden, daß er hatte erröthen müssen.

Der Augenblick der Trennung war da, wenn nicht ein neues Band sie zusammen gehalten hätte.

Die drei Jünglinge mit dem Major ritten nach Alberts Güte. Seit vier Jahren war Albert nicht zu Hause gewesen. Mit jeder Minute, die sie näher kamen, wurde Albert weicher und seliger.

„O, Herold,“ rief er — „O, lieber Vern, ich werde meine Mutter wieder sehen, meine Schwester, meine Marie. O, sieh sie nur erst! Und meine ganze schöne Kindheit sehe ich wieder; alle die freundlichen Gesichter voll Liebe.“

Herold blieb zurück bei dieser Beschreibung, um an seine eigene Kindheit zu denken.

Vern staunte das Entzücken seines Begleiters an. Der Major, den eine weiche Stunde überließ — denn Alberts Kindeswiege war auch seine — stimmte mit ein.

„O, Albert, Deine Marie. O sieh sie nur erst, Vern! in dieser Unschuld, hehem Reiz, in dieser Demuth sanftem Lichte, seine Schwester, Marien.“

Dann erzählte Albert eine kleine Begebenheit von ihr, aus der die Erhabenheit ihrer Seele herrlich hervorstrahlte; dann der Major eine. Und so wechselten sie ab.

Der Major, der seine geheimen Absichten hatte, maßte mehr Mariens

Reize, als ihren Geist; die stolze Figur, den Strahlenanstand, den feinen Anstand, womit sie jede Gesellschaft zur Bewunderung zwang.

Kurz Vern, um desto schneller die Göttin zu sehen, fing an zu traben, die andern folgten, und endlich sahen sie das hohe Haus Alberts aus dem dunkeln Grün des Parks hervorschimmern, und nun stieg Albert ab, die andern flehentlich, selbst Herolden bittend, ihn alle zu lassen, und ging die Irgevinde seiner Kinderfreuden noch einmal wieder.

Vern hatte eine Ahnung, die sein Herz füllte. Es war natürlich, der Major war Schuld daran; und daß Marie dunkel erröthete, da er ihr den Herrn von Vern vorstellte, und dieses Erbtheil nahm Vern wieder für eine Ahnung — auch daran war der Major Schuld; denn er hatte Marien so viel von dem edelstolzen Vern, von seinem unerschütterlichen Rittermüthe erzählt, hatte mit freundlichen Augen so rächselhaft von einer hellen Zukunft geredet, daß Marie

wohl erdähen mußte. Der Major verstand sein Handwerk; und da Marie mit Bern — denn Albert und Herold waren schon fort — die Allee hinabging, sagte er hinter ihnen her: „Geht nur, geht! aber meine Pfeile schüttelt ihr nicht ab.“

Er hatte wieder Recht; denn nach vierzehn Tagen warf sich der stolze Bern ihm fast zu Füßen, und bat ihn, sein Vorsprecher bei Marien zu seyn.

„Du einen Vorsprecher? Ich glaube, Du trügst wie Atlas die ganze Erde auf den Schultern!“

Aber Bern war so sanft, wie ein Lamm, machte Schäfergedichte, tändelte mit Blumen und Bändern, seufzte, hatte Thränen in den Augen, war entzückt bei Sonnenauf- und Untergang, und weicher als Albert.

„Seht Ihr,“ sagte der Major zu Herold und Albert — „die rauhe Schale ist gedffnet, und der weiche, süße Kern eine weiche Liebesfrucht.“

Albert lächelte; denn er hielt die Wunder der Liebe alle für wahr. Herold verfinsterte den Blick; denn des Mädchens Reiz hatte sein Herz bewegt. Eben darum schwieg er.

Nach der feierlichen Anwerbung und nach dem Jawort sagte der Major dennoch ein wenig unruhig zu Marie: „Halt ihn sanft, Marie! Er ist ein Mann! ein stolzer Mann! Der Sturmwind beugt das reife Aehrenfeld; aber den unheugsamen Eichbaum zerbricht er.“

„Bern, lieber Oheim, ist ja mild, wie ein Frühlingslüftchen.“

„Halt ihn dennoch sanft, liebste Marie! der Frühling geht vorüber!“

„Wenn er mich liebt, nicht; die Liebe ist ein ewiger Frühling.“

„Halt ihn dennoch sanft, Du gute Marie! Deinem Herzen vertraute ich den Sohn meines Freundes, und Dein Glück Dir selbst.“

„Nicht ihm, lieber Oheim?“

„Auch das! Darum halt ihn sanft!“

Die Verbindung wurde noch aufgeschoben. Der Major hatte noch einen zweiten Plan, Berns Schwester an Albert zu geben. Die Doppelheirath — das war sein geheimer Plan — sollte an einem Tage seyn. Er wollte Berns Hestigkeit an doppelte Fesseln legen.

Fräulein Bern war mit ihrer kranken Tante in Pisa im Bade; und der Major durfte nur zwei Mal die Schweiz, die Alpen und Italien nennen, so brannte Alberts Lust, dahinzugehen.

Herold wurde von seinem Vater abgerufen, Bern ging als Lieutenant zu seinem Regimente, und Albert machte Anstalt zu seiner Reise in die Schweiz, wohin Herold nachzukommen versprach. Sie trennten sich alle. Albert erhielt Briefe an die Tante in Pisa, an Fräulein Bern, mit einer Beschreibung des Mädchens, die sie zu einer Heiligen machte. Der Major kannte die Lockspeise genau, die er für Albert unter das Fang-

eisen legen mußte. Albert hingab das Mädchen mit einem Sternenzranze, legte eine Lilie in ihre rechte Hand, und unter ihre Füße einen Regenbogen.

Seine Mutter sagte lächelnd: „Lieber Bruder, das Mädchen ist ein liebes Mädchen; aber eine Heilige?“

„Lassen Sie Schwester! Was sie nicht ist, wird Albert ihr geben. Eine Heilige muß es seyn, die der lieben soll!“ Und Albert zog mit schlagendem Herzen seiner Heiligen entgegen, und am dritten Tage seiner Reise hatte er sie zu einer mater dolorosa umgeschaffen, mit einem goldenen Schwerte in der weichen Brust.

Er hatte große Lust, weder Rechts noch Links zu sehen, sondern gerade aus nach Pisa, seiner Heiligen zu Füßen zu fliegen, wenn nicht der Major — und das war ein großer Fehler des Majors — Alberts Ehrenwort genommen hätte, sich Rechts und Links recht lange umzu- sehen. Denn er hatte nebenher die Absicht, die Reise sollte den Neffen zum Manne machen. „Und der Himmel,“  
rief

rief er ihm noch in den Wagen — „gebe Dir einige recht hübsche Abenteuer. Dann steh fest, wie ein Mann; und muß es seyn, so hau oder schieße Dich durch. Leb wohl!“

Die hatte er. In Weimar stand er vor Göthes Garten, wie vor einem Götter; Haine, in tiefer schöner Liebe. Er berührte nur die Thür mit frommer Hand. Unter Schillers schwach erhelltem Fenster stand er um Mitternacht wie vor der Orakelhöhle des Gottes in Delphi in schauerlichem Entzücken; aber er hätte um keinen Preis sie besuchen mögen, so viel Ehrfurcht fühlte er; und er schwor den beiden Genien der Dichtkunst, sein Leben rein zu halten, von allem Irdischen.

Dann ging's wieder an Wielands Gütchen vorüber. Er nahm mit zitternder Hand eine wilde Rose von der Hecke, und sagte leise, und dem edlen Greise Glück wünschend, die zwei Verse des Dichters:

Das wahre Glück, das Eigenthum des Weisen  
Steht fest, indes Fortunens Kugel rollt.

Dann ging's nach Kassel.

Hier fand er ein Abenteuer. „Was sagen Sie dazu, Herr Major?“

Er trat in's Schauspielhaus, in eine Loge. Man gab: nicht mehr als sechs Schüsseln.

Ein Mädchen saß in der Loge. Er grüßte, sie dankte. Er setzte sich an ihre Seite. Des Mädchens helle schwarze Augen waren mit den Zuschauern beschäftigt, und so konnte er, trotz seiner Blindigkeit, das Mädchen ruhig betrachten, so viel, so lange er wollte. Der lächelnde Mund, — alles war lachend an dem Mädchen, Auge, Mund, das Grübchen in der frischen Rose der Wange. Das Auge schweifte umher, als suchte es etwas, senkte sich bald unter langen Wimpern nach einem Gespräch unten; dann hob es sich zu dem Kronleuchter nach oben; dann flog es Links, dann Rechts; dann stand sie gar auf, um ihm die schlanke, schöne Gestalt zu zeigen. Dann legte sie den einen runden weißen Marmorarm auf die Bande, dann beide. Er faßte einen kleinen Verdacht gegen diese hüpfende Welle, die

aber immer in der schönsten Schönheitlinie stieg und sank. Aber trotz dieses Verdachts mußte er sich doch gestehen, daß das Mädchen schön war, ja in manchen Augenblicken, wenn sie den Kronleuchter oder das Platfond betrachtete, kam sie ihm wie die Heilige, die er in Pisa suchen wollte, vor.

„Was wird denn gegeben?“ fragte er endlich sanft. Da wendete sie das ganze Gesicht auf ihn, aber mit bloßer Ungewißheit, und fragte mit einer reinen, wohlklingenden Stimme: „Wie sagten Sie?“

„Was gegeben wird?“

Mit schüchternen Freundlichkeit sagte sie: „Ich verstehe nicht, was Sie meinen.“

„Was heute gespielt wird? Welches Stück?“

Sie gab ihm schnell ihren Zettel, und fragte erröthend: „Wo aber werden die Schauspieler eigentlich spielen? Ich sehe heut zum ersten Mal so etwas.“

Dann wußte er, warum sie so unruhig gewesen war. Er setzte ihr es aus einander

der. Und nun durchbohrte ihr blickendes Auge den Vorhang; aber von Zeit zu Zeit wendete sie ihr Gesicht mit einer sehr freundlichen Dankbarkeit auf ihren Nachbar, aber nur einen Augenblick.

„Sie sind also hier fremd?“

„Ach, nein, wir wohnen hier. Das traf sich so. Und wie mich das alles freut, die Menschen, die Lichter! Ich scheuete mich vorher; meine Mutter mußte mir zureden, daß ich ging. Jetzt bereue ich's nicht, daß ich hier bin.“

Das Gespräch war zu Ende; denn in dem Augenblicke hob die Musik an, der Vorhang flog auf, und Albert betrachtete mit eben so viel Lust das rege Schauspiel auf ihrem schönen Gesicht, als sie das auf den Brettern. Nein, nie hatte er so den lebendigen Ausdruck der Freude und des Mitleidens auf einem Gesicht gesehen, als hier. Bald verhüllte sie das Auge voll Thränen, bald den schönen Mund voll Lachen. Sie warf nur von Zeit zu Zeit einen schnellen Blick voll Feuer auf ihn,

um ihn gleichsam aufzufodern zu der Lust, die sie empfand.

Nach dem ersten Akt wendete sie die ganze Figur zu ihm nach einem langen Seufzer der Freude um, und sagte mit vor Entzücken brennenden Augen: „Es ist zum Entzücken! Nicht wahr? O nicht wahr?“ Sie faßte dabei auf seinen Arm, um ihren Worten Nachdruck zu geben.

Der Anblick dieses so natürlichen heitern Vergnügens riß sehr schnell den Entschluß in ihm hervor, dem Mädchen die Freude noch ein Mal zu geben. Er ging hinab, kaufte für Morgen zwei Billers auf eben die Loge; hörte, daß Morgen die Zauberflöte gegeben wurde, und ging wieder zu dem Mädchen. Sie saß schon wieder stumm vor dem Zauber der Kunst, und schaute. Jetzt suchte er zu errathen, wer seine Nachbarin war. Arm war sie; denn auf seine Frage: „Warum sie nicht das Schauspiel besucht hätte?“ sagte sie, das Köpfchen komisch schüttelnd: „Wir sind arm. Das geht nicht!“

Die Kleidung war einfach, der ganze

Aug ein rothes Band durch die reichen,  
 dunkeln Locken geflochten; aber die weißen,  
 schönen, kleinen Hände hatten gewiß keine  
 harte Arbeit gethan; und was sie gesagt  
 hatte, war so richtig gesprochen, zuweilen  
 sogar so schön, daß ihre Erziehung nicht  
 gemein gewesen seyn konnte.

Albert war eben kein Frager. Nach  
 dem zweiten Akte wendete sie das Köpfchen  
 eben so entzückt nach ihm um und sagte o  
 so zuvraulich: „Sehen Sie, ich meine,  
 es könnte im Leben nichts Schöneres seyn,  
 als was ich in der Einsamkeit oft hinein  
 träumte; aber dies — o dies!“

„Ihre Träume sind doch schöner.“

Sie sahe ihn bedenklich an. „Wissen  
 Sie denn, was ich träume? Obgleich auch  
 mein Vater oft sagte: „Das Leben hat  
 nichts so Schönes, als der Menschen  
 wache Träume und Wünsche.““

„Auch Wünsche?“

„Ich habe nur geträumt,“ sagte sie,  
 leicht erröthend. „Aber dieses Schauspiel  
 ist gewiß schöner; und am Ende ist's ja  
 auch nur der wache Traum eines Dichters,

wie jedes Gedichte vielleicht darum schön ist, weil es ein Traum ist. Aber hier helfen alle Künste mit.“

„Morgen hilft noch eine Kunst mehr, und die schönste, die Musik, die selbst ein Traum aus einer bessern Welt ist. Heute, liebes Kind, sehen Sie das Treiben des gewöhnlichen Lebens, morgen aber werden Sie einen schönern Traum aus einer bessern Welt sehen und hören, die Zauberflöte.“

Sie schlug das Auge nieder, und ein kleiner Seufzer entrannt den schönen Lippen.

„Und diesen schönen Traum müssen Sie sehen, und Sie werden sagen, daß Sie dennoch schöner träumen. Dieses Billet gilt auf morgen für eben diese Loge.“

Sie sah ihn verlegen an. „O nein!“ sagte sie mit einer lieblichen Angst.

„Ich habe die Billets frei, liebes Kind. Und Sie werden morgen mir danken.“

Sie nahm das Billet, weil eben aufgezogen wurde. Sein Billet und Er wa-

ren vergessen. Aber er saß neben ihr, schaute auf das schöne Profil, und wollte nicht mehr errathen, wer sie war, sondern wie schön ihre Träume wären, und sie nahm, trotz ihres fröhlichen Lachens bei den komischen Szenen, immer mehr die Gestalt einer Heiligen an. Das Lachen verbarg sie ihm; aber das in Thränen schwimmende Auge bei einer Nührung wendete sie ihm vertraulich zu, als wäre nur das Mitleiden eine Tugend, und die Freude nicht. So legte er sich's aus, und nun war's ihm, als könnte er ihre Träume errathen.

Endlich fiel der Vorhang zum letzten Mal. Er führte sie aus dem Gedränge, und auf dem Wege nach ihrer Wohnung sagte sie ihm wohl zehn Mal: „Ich weiß nicht, ich bin so glücklich, wie eine Königin.“

Auf einmal stand sie mit ihm vor ihrer Wohnung, und: „Nun, gute Nacht!“ sagte sie, ihm die Hand reichend, und leise schlüpfte sie in die Thür. Verschwunden war sie. Albert fragte einen Vor-

abergehenden nach dem Namen der Gasse, nahm die Merkmale des Häuschens in seine Seele. Ein Brunnen gegenüber, ein Haus mit einer Schildwache gegenüber. Er wußte selbst nicht, daß er entschlossen war, sein Abentheuer nicht fahren zu lassen.

Aus dem Gange nach dem Hause des Mädchens wurde am andern Morgen durch eine kleine Heuchelei ein Gang nach der Wilhelmshöhe. Das war ein Triumph; aber er stand auf der Zinne des Tempels der Natur, ohne die Reiche der Welt zu sehen, die vor ihm ausgebreitet lagen, er, der sonst auf jedem kleinen Hügel mit Entzücken stand.

Er stand am Abend, eh' geöffnet war, vor dem Schauspielhause; die Glocken gingen träge. Er lächelte über sich selbst; aber trotz dem kaufte er noch das Billet für den dritten Platz in der Loge. Er hätte es merken sollen; aber er lief mit leisem schnellem Laufe über seine innere Beschämung weg, da er kaufte. Es war sein erstes Abentheuer von der Art. Er

ging auf unbekanntem Zauberboden, auf dem der arme Mensch zum tausendsten Male noch nicht zu Hause ist.

Endlich kam sie daher, das bescheidene Auge auf den Weg geheftet. Sein Herz pochte; denn jetzt sah er erst die lieblich schlanke Gestalt; und eine feine Röthe überstog ihr Gesicht, da sie unter den Lorgnetten der jungen Herrn im Eingange weg mußte. Ach, wie froh sah sie auf, da er sie anrebete, da sie einen Bekannten, einen Beschäuter hatte!

Sie setzten sich. Sie war doch ein wenig fremder; ja, sie ließ ein Wort fallen, daß sie im Zweifel gewesen, ob sie kommen sollte; aber Tamino's Gesang: „Zu Hülf!“ und der schöne Traum vor ihr und Mozarts Zauberöne gaben ihr das gestrige Vertrauen wieder, und machten es noch zarter und inniger. Sie hielt das trunkene Auge, das irre Ohr, die träumende Seele fest auf dem schönen Spiel. Nur ein zauberisches, träumerisches Lächeln beseelte den Mund.

Albert hatte nicht das Herz, mit

Einer Frage ihr Entzücken zu stören; aber da sie nach der Hälfte des Spiels das irre Auge auf ihn wendete, und er nun fragte: „Nun? Ist der Traum nicht schön?“ da quoll eine Thräne in das irre Auge, und, mit einem kämpfenden Seufzer der emporwallenden Brust, sagte sie leise, oder wußte sie selbst es nicht: „Der Geist, im reinen Lichte — der unsichtbaren Welt, sieht himmlische Gesichte!“

Das waren Verse, die er kannte. Er sann vergebens, aus welchem Dichter.

Sie blieb stumm. Sie ging nach dem Schauspiel stumm an seiner Seite zu Hause. Vor dem Häuschen sagte sie: „O ich danke Ihnen. Mein Vater hat Recht. Nicht wahr? Er hat Recht? Ich danke Ihnen!“ und verschwunden war sie.

Nun war die Reihe an ihm zu träumen. Träumend ging er noch eine Stunde umher, und am Morgen machte er tausend Pläne, wie er sie wieder sehen könnte. Pifa und die mater dolorosa trat in einen grauen Nebel, und das Häuschen, dem Brunnen gegenüber, und

der Schildwache, schien ihm das Haus von Loretto.

Nach drei Tagen hatte er auf den allernährlichsten Umwegen die Seelenliste des Häuschens heraus, unter denen auch Madame Waldur, eine Wittwe, mit ihrer Tochter sich befanden. Nach wieder drei Tagen ging er mit trogigen Schritten dem Häuschen vorüber; das Auge verstoßen auf des Mädchens Fenster gerichtet.

Nährischer Albert! Sieh, eh' Du noch das Häuschen erreichst, fliegt das Fenster klingend auf, und ein Engelkopf neigt sich grüßend hervor, und neben dem Engelköpfchen schaut das ehrwürdige Gesicht der Mutter mit einladendem, freundlichen Blick. Er schaut hinauf, er stockt, er geht, er stockt vor der Thür aufs neue. Der Engelkopf verschwindet; er legt die Hand auf den Dreher der Hausthür. Sie wird geöffnet, und die Träumerin, die schöne Träumerin verbeugt sich, so höflich, so frohlächelnd, mit einer Bewegung, die einladet. Sie gingen neben

einander die Treppe hinauf, ins Zimmer,  
das die Mutter noch zurecht framt.

Nun steht er da im Heiligthum der  
Göttin. Die Mutter ergießt sich in einen  
endlosen Dank, und Sophie — er hört  
hier den Namen zum ersten Mal — und  
Sophie steht mit einem so muthwilligen  
Lächeln neben der Mutter, daß die Attri-  
bute der Mater dolorosa und selbst die  
Lilien einer Heiligen verschwinden müssen.  
Ein muthwilliges Mädchen bleibt noch  
zurück.

„Ich bin hierher gewiesen,“ stotterte  
er — „zu einem Kaufmann“ — er kennt  
alle Namen auf der Gasse — „zu Wuffe-  
lin-Halstrüchern.“

„Die muß Sophie kaufen,“ ruft  
die Mutter, froh dankbar seyn zu könn-  
en — „denn die versteht's, Waare und  
Handel.“ Sophie bindet ihre Schürze  
vor, nimmt ihr Tuch um — o wie steht  
ihr das alles — fodert ihren Auftrag und  
geht. Die Mutter verläßt das Zimmer  
und er blickt habfüchtig umher. Zwei  
kleine Köpfe in Oel, ein Jesus oder

Engel, eine Marie, gewiß von italiänischen Meistern, und Meisterstücke, hängen über einem Tischchen, das ausieht wie Prometheus Werkstätte.

Er findet da Thon, Wachs, Farben, Griffel, Messer; dann Weintrauben, Pfirsiche, Äpfel, schön wie Hesperidische, aus Wachs geformt; kleine, liebliche Figuren aus Thon und Wachs. Ein Paar Gruppen, schön erdacht, mit wirklicher Zartheit ausgeführt.

„Das ist Sophiens Traumbude!“ sagte die wiederkehrende Mutter, die ihn an dem Tische sieht. „Das dort bedeutet den letzten Frieden.“

Es war eine Trophäe, an der eine Mutter, ihr Kind am Busen, sitzt, ein Kind sitzt in dem Schilde des Vaters, und läßt sich von einem ältern Knaben im Schilde fahren. Der Vater hat die Waffen abgelegt, und trägt statt des Schwerdtes einen Spaten.

„Und wer hat Sophien diese Idee angegeben?“ fragt er erstaunt über die Schönheit der Hand-langen Figürchen.

„Das erträumt sie alles selbst!“ antwortete die Mutter. „Sie hat den Geist von ihrem Vater.“

Sophiens Vater war ein Italiäner, ein Bildhauer, in dessen stiller Seele der Reichthum aller Kunst verborgen lag. Er kam mit den Gypsabgüssen der schönsten Antiken Roms für den Kassar Hof nach Kassel. Die Liebe fesselte ihn hier. Sophiens Mutter, ein liebliches Mädchen, schön wie die Bilder seiner Seele, gab dem Künstler die Hand, und er ihr das Versprechen, ihre Vaterstadt Kassel niemals zu verlassen. Unbesorgt für die Zukunft, gab er der jungen Frau in den ersten Jahren die Wohlhabenheit eines anständigen Hauses; aber der Künstler, um diese bürgerliche Wohlhabenheit zu erhalten, sank nach und nach zum Steinmessen hinab. Ihn verlangte in sein Vaterland zurück, oder nach Wien, oder nach Berlin wenigstens; aber er konnte seine junge Frau nie bereben, daß außer Kassel ein Ort auf der Erde sey, wo ein Mensch leben könnte. Jede Kunst schien

ihr nichts mehr als das Gewerbe ihres Vaters, das seine Familie reichlich ernährt hatte. Sie sah ihn betrübt an, wenn er an den Kopf des Apollon ging, und den Leichenstein eines Bürgers in Kassel vernachlässigte. Sie begriffen Beide ihr Inneres nicht, sie nicht den Künstler, er nicht, die Sorge der bürgerlichen Hausfrau; aber sie liebten sich, und waren glücklich. So wurde aus dem hohen Künstler nach und nach ein Tausend-Künstler, der für den Weihnachtsmarkt Puppentheater aus Wachs machte, im Zeichnen Unterricht gab, in Gyps arbeitete, in Wachs puffte.

Was der Künstler verfehlt hatte, gab die gütige Vorsehung dem Vater im überschwenglichen Maße.

Wie glücklich war er, wenn die kleine Sophie an seinem Arbeitstische saß, und im kindischen Spiel dem Vater nachahmte! Wie glücklich war er, wenn er von dem Munde seiner Tochter die Sprache seines Vaterlandes hörte, wenn er ihr in der Abenddämmerung, die schönen Freistunden



Stunden von seinem Handwerk, die Guitarre in den Arm legte, ihr die ersten Griffe zeigte, das Mädchen den ersten italienischen Gesang wagte!

Er lebte häuslich einsam, weil er außer dem Hause ja nicht seines Gleichen fand.

Wenn die Mutter sorgsam in die Zukunft blickte, da der Mann an zu kränkeln fing, so zeigte er mit einem heitern Lächeln auf Sophien, und sagte: „Sie wird an meine Stelle treten! Sey ruhig!“

Er fühlte recht wohl, daß sein Tod nahe war. Er starb sogar gern.

Die Stunde vor seinem Tode übergab er seiner siebenzehnjährigen Tochter mit einem fast überirdischen Lächeln sein Zeichenbuch, seinen Griffel. Die Tochter verstand das Lächeln des Vaters und seinen nahen Tod. Sie kniete an seinem Bette. Dann nahm er die Hand seiner geliebten Frau, legte sie in Sophiens Hand, und sagte: „Was ich mehr als alles liebte, Sophie, übergebe ich Dir, Deine Mutter. Du trittst an meine Stelle. Die  
I. Bändch.

Liebe ist göttlicher, als die Kunst, Sophie. O Deine Mutter hatte auch Recht."

Sophie kniete vor der Mutter; und da die Mutter ihr Kind an ihre Brust zog, und sie lange so hielt, war indeß unter dem schönen Anblick der stille Geist des Vaters sanft entflohen.

Da die Wittwe das Sterbezimmer verlassen hatte, nahm Sophie des Vaters erstarrte Hand, und sagte: „Ich bin an Deine Stelle getreten!“ Und das junge Mädchen hielt Wort. Sie setzte des Vaters Arbeiten fort. Sie zeichnete; sie stellte ihre schönen Träume in Gestalten dar; sie machte eine Wachsmaske, die dem Vater unendlich ähnlich sah. Sie machte ihrer Mutter Büste in Thon, dann in Gyps, und dann ihre eigene, die sie hätte kühn für Hebes Büste verkaufen können. Aber nur der Weihnachtsmarkt gab der kleinen Haushaltung den sparsamen Unterhalt, die Reinlichkeit, den Anstand der Kleidung und der Meubeln, die der Mutter zu ihrem Glück so nöthig waren.

Der Kaufmann, der die Weihnachts-Spielereien von der Mutter kaufte, sah über die Büsse der Hebe gleichgültig weg. Sophie ahnte also gar nicht, wiech eine Künstlerin sie war. Der Kaufmann gewann, und Sophie und ihre Mutter lebten einsam und ärmlich. Eine Stunde täglich im Gärtchen am Hause, Sonntags ein Gang in die Kirche, und Nachmittags, nach bürgerlicher Sitte der Mutter, ein Spaziergang vor das Thor, wo aber Sophie nach italiänischer Sitte ihres Vaters und nach seiner Bitte einen Schleier trug, waren ihre Vergnügungen. Aber die Gattarte ihres Vaters, und seine vaterländischen Gesänge, ihr Zeichenbuch, ihre Träume, ein Paar Bücher, deren Titel wohl Niemand erräth, trugen Sophiens Geist und Herz hoch über die kleine, enge, zufriedene, bürgerliche Welt ihrer Mutter empor, in das Reich der Ideale und der Genien.

Diese reiche, schönere Welt gehörte für Sophien so ganz zu dieser, daß sie meinte, das wäre nun so. Auch sollte

diese schönere Welt eben so einförmig um Sophiens Leben, als der Planet, den sie bewohnte.

Sie hatten keine Bekannten; denn die Familie der Mutter hatte sich von dem stolzen Staliäner zurückgezogen, bis das Komödien-Billet, das der Weihnachts-Kaufmann Sophien schenkte, den ruhigen Umlauf ihrer Welt störte.

Albert stand noch immer am Tische voll Träume, da Sophie, mit den Tüchern beladen, zurückkam.

Die Halstücher paßte Sophie um Alberts Hals so ruhig, als wäre er eine ihrer Figuren von Thon. Die Mutter machte sich nun sogleich an das Säumen der Tücher. Albert stand mit dem Mädchen vor der Traumbude, und fragte nach den nähern Umständen der Erzählung der Mutter von ihrem Vater, und von ihrer Jugend, blätterte in dem Zeichenbuche ihres Vaters, und dann in ihren Zeichnungen, und Sophie bedeutete ihm, diese Zeichnung sey der Tod der Virginia; das der stolze Koriolan,

mit seiner edlen Mutter, und Frau und Kindern, die vor ihm knieten, um Rom, deren Thürme sie ihm zeigen, zu retten.

„Es war meines Vaters Vatersstadt!“ setzte sie zärtlich hinzu. „Sehen Sie das ist die Peterskirche.“

Hier sah Albert Sophien ein wenig verduzt an, daß sie die Peterskirche und den Koriosan zusammengebracht hatte. Aber die Figuren, obgleich nur Umrisse, hatten Leben, Kraft und Schönheit.

Es waren fast lauter Gegenstände aus der römischen Geschichte, die sie ihm zeigte.

„Und wer ist das?“ fragte er bei einer neuen Zeichnung.

Sophiens Auge fing an zu leuchten, und sie sagte — es klang wie Gesang:

Mit ehrfurcht bebender Brust, wie vor dem Genius  
Des heiligen Orts, fällt vor dem eisgraun'n Alten  
Amanda hin.

Albert sah sich nach Sophiens Bücherschrank um, Vergebens.

Nun aber fragte die Mutter auch nach ihm selbst.



Er nannte sich einfach: Dronten. „Ich bin hierher gekommen, um — um mein Glück zu suchen,“ setzte er lächelnd und zweideutig hinzu. Die unschuldige Mutter verstand alles einfach. Sie fragte nach seiner Wohnung. „Er logire noch im Wirthshause,“ war die Antwort. „Er suche aber eine Wohnung für einen längern Aufenthalt.“

Sophie sah die Mutter hell an, und die Mutter sagte: „Daß hier im Hause ein Zimmer offen sey.“

Albert erröthete, halb vor Freude, halb vor Schuld. Sophie holte den Schlüssel zum Zimmer vom Wirth, und nach ein Paar Stunden war Albert Sophiens Hausgenosse und Nachbar gegenüber. Aber doch ging er mit schwerem Herzen in seinem Zimmer auf und ab, und schwor — schwor! Er wußte wahrhaftig nicht, was er so feierlich mit aufgehobener Hand gen Himmel schwor.

Im Zimmer gegenüber schwor man nicht. Die Mutter sagte nur: „Er hat etwas Aehnliches von Deinem Vater,

Sophie, wie ich ihn das erste Mal sah; eben die offenen treuen Augen, nur daß die schwarz waren. Und wir können sagen: „Er ist unser Verwandter.““

„Das habe ich dem Kaufmann, von dem ich die Bücher kaufte, schon gesagt, liebe Mutter.“

„Hast Du? Das ist gut!“

Nach einem solchen Schwure bleibt ein junger Mensch, wie Albert, ein Paar Stunden auf seinem Zimmer allein und kämpft um die Ehrenkränze des Ruhms. Er horchte nur auf das Schlagen der Thüre gegenüber und auf Sophiens Fußtritt. Endlich sah die Mutter nach dem Nachbar, und kündigte ihm ihre Verwandtschaft an. Und hätte ihn der König von Frankreich mon Cousin genannt, wie er jeden Pair des Reichs so nennt, es hätte Alberten nicht halb so glücklich gemacht, als das Wort: Vetter! von Sophiens Lippen.

Die Nacht schwor er, und träumte eins um's andere, und drei Tage darauf war er im Besitze aller Rechte, welche der

Name: Welter! gibt, und noch ein schö-  
nerer Name lag, in einem hellen Nebel  
gehüllt, noch vor ihm. Die Schwärze  
waren nicht vergessen; aber er hatte das  
Mittel gefunden, Schwur und Hoffnung  
zu vereinigen. Er richtete sich ein auf sei-  
nem Stübchen wie auf eine Ewigkeit, und  
Sophie sah das gern, und half ihm  
seine Bücher stellen, die er gekauft hatte;  
denn er hatte einen Eid darauf gethan,  
hier recht zu studiren.

„Wie viel Bücher, Welter!“ sagte  
Sophie.

„Wie viel haben Sie, Vase?“ Sie  
nannte ihm die Titel; sie hatte mehr Fin-  
ger als Bücher; einen Livius, ver-  
deutschet in vier Folio-Bänden von 1552  
mit schönen Holzschnitten; weiter Tas-  
sos bestreites Jerusalem, italienisch;  
Haller's Gedichte; eine italienische  
Uebersetzung der Odyssee, ohne Titelblatt.  
Sophie kannte den Homer sehr genau,  
aber seinen Namen nicht. Und zuletzt noch  
eine sehr schöne Handschrift auf Zeichenpa-  
pier ohne Jahrzahl, inkomplet, enthaltend

den ersten Gesang von Oberon, von  
Sophien selbst geschrieben. Das war  
Sophiens Bibliothek; aber sie hatte  
ihre Bücher im Kopfe und im Herzen.  
Albert erstaunte, wie viel ein Mädchen  
aus fünf Büchern lernen könnte; denn  
Sophie war in der römischen Geschichte  
so bewandert, ob sie gleich den Gott-  
fried von Bouillon mit dem Kamill  
in eine Zeit setzte, und nicht wußte, wer  
früher gelebt hätte, Hön oder Ulyss-  
ses.

Wie hätte sich sein Herz gegen das  
Mädchen wehren können, das jetzt erhas-  
ten wie eine Römerin aus Brutus des  
Ältern Zeiten sprach; dann, als wäre sie  
sich ihres Triumphes bewußt, die Guitarre  
ergriff und ein Paar Stenzen aus Das-  
solang, oder Hallers Lied an seine  
Geliebte? Oder wenn sie des Ermiten  
Alfonso's fromme, menschliche Lehren  
der Weisheit mit Wielands Pfeif,  
die ihre klingende Stimme zu Gesang  
machte, vorklamerte, und dann, ergrif-  
fen von der weisen Wahrheit, die schwarz

zen, benehten Augen auf ihn richtete? Die Mutter, die Spindel fallen ließ, die Hände faltete, als käme die Stimme vom Himmel? Wenn er dann zurückging, auf sein Stübchen, und der Name Amanda in seiner Seele erkante, so schwor er nicht mehr, sie nicht zu lieben; er schwor, sie ewig zu lieben.

Und dann fand er sie wieder in des Lachens freudiger Laune; seiner Scherz, kleiner Wuthwillen, zarte Neckereien strömten von ihren Lippen, aus ihren Augen. Sie verstand die Kunst, den bösen Dämon zu verbannen, der ihn überfiel, wenn er an seine Familie dachte, an seinen Oheim, der ein solches Abenteuer nicht gemeint hatte, und hatte er daran gedacht, so hatte er ja hinzugesetzt: „Dann sich fest, wie ein Mann, und muß es seyn, so hane oder schieße Dich durch!“

Fest stand er nicht; obgleich er dem Mädchen nicht ein Wort von Liebe gesagt hatte, obgleich er mit noch einem bösen Dämon zu kämpfen hatte, mit dem Zweifel, ob auch Sophie ihn liebe. Denn

sie empfing ihn nicht mit dem Blicke voll Unruhe, mit einem pochenden Herzen, sondern mit ruhiger Freude, wenn er kam. Sie saß bei ihrer prometheischen Arbeit so vergnügt, plauderte mit ihm, ohne aufzusehen, ließ sich von ihm bei der Arbeit vorlesen, was er dieser unschuldigen Seele vorzulesen wagte. Denn seine Bibliothek war ebenfalls sehr klein geworden zum Vorlesen. Sie arbeitete ruhig fort, und horchte, hielt wohl einen Augenblick inne, wenn etwas Schönes vorkam; und ergriff eine hohe Wahrheit sie — denn wahr mußte alles seyn, was sie ergreifen sollte — so sah sie ihn an, engelsgelig und holdlächelnd; denn auch das Erhabenste machte sie nur froher, und nach der schönen Thräne des weichsten Mitleidens wurde sie sogleich froher, als sie gewesen war. Denn sie behauptete, das rührendste Trauerspiel müsse in des Menschen Herz eine überirdische Ruhe gießen. Daran erkannte sie das Schöne.

Aber er — er störte sie nie in ihrer Arbeit; ihn anzusehen, sah sie nie auf,

aufser wenn er selbst etwas Schöneres als gewöhnlich sagte.

„Das war keine Liebe,“ meinte er unruhig.

Die Base ging mit dem Vetter nach dem Weissenstein, ihre Hand hing in seinem Arm, ihr Auge muthwillig auf seinem. Sie war höchst glücklich, das gestand sie selbst, und wie gern. Aber bis über den Muthwillen konnte er es mit ihr nicht bringen, er mochte so ernst, so sentimental seyn, als er wollte. Sie kam aus dem leichten, zutraulichen Muthwillen nicht weg. Sie liebte ihn nicht; aber sie hatte ihn unbeschreiblich lieb. Und sein Unglück war, daß sie ihm das an jedem Tage ein Paar Mal sagte, in Gegenwart ihrer Mutter, und allein; und dabei maß sie ihn mit muthwilligem Blick, als wollte sie ersinnen, wie er so viel Liebe verdienen könnte.

Es war nicht anders, er ließ sich leiten von ihren Willen; denn er zitterte über ihr Geschick — nicht über seines, zu entscheiden.

Er schrieb an Herold. Dem entdeckte er alles. Herold warnte ihn, das machte seinen Entschluß noch ungewisser.

„Aber,“ schrieb Albert dann — „ich bin meiner gewiß, wenn das seyn muß! Nur das weiß ich, daß keine menschliche Macht mich von der Seite dieses Mädchens reißen soll, bis sie freiwillig entscheidet, so oder so! Ich fürchte, ihr Herz wird entscheiden, wie meine Familie.“

Auf diesem Punkte blieb er unbeweglich. Herold überschickte also Briefe von Albert an den Major, angeblich vom Rhein, wo ihn dies und jenes festhielt. Er kam nicht nach Pisa.

Der Major fing an zu treiben; denn Alberts Links- und Rechtssehen dauerte ihm doch zu lange. Aber Herold sandte von Zeit zu Zeit Briefe, und sie mußten sich beruhigen.

Indeß schritt der Liebeshandel der beiden jungen Leute durch alle Irrgewinde der Unruhe, des Zutrauens, der Sehnsucht, gebrochener Vorsätze, auf leisen, zarten

Schritten immer weiter, bis ein Blick Sophiens, von einem unruhigen Seufzer begleitet, ihn zu ihren Füßen und sie an seine Brust warf. Da schwor er, und wäre er der Erbe einer Krone, er wolle die Krone mit Sophien theilen; und so erfuhr das furchtsame Mädchen erst, wer er war; aber seine Liebe machte leicht, was ihr so schwer schien, und alle Freuden einer schönern Welt umkränzten den kurzen Traum der glücklichen, unschuldigen Liebe.

Albert fürchtete seinen Oheim nicht, nicht seine Mutter; aber mit Unruhe dachte er an seinen künftigen, so stolzen Schwager, und den dritten Tag stand der Herr von Bern am Thor vor ihm.

„Finde ich Dich endlich!“ sagte er, mit einer Stirn, auf der Gewitterwolken hingen. „Doch ich hoffe, der närrische Traum ist schon vorüber, sonst —“

„Von welchem Traum redest Du?“

„Von dem Handwerker-Mädchen, mit dem Du —“

Hier hob Albert sich stolz empor, das Auge blitzte; er faßte seine Hand und

sagte mit einer festen Ruhe: „Nicht so!  
Ich bitte Dich, Bern! Denn Du scheinst  
zu wissen —“

Bern wußte wirklich fast alles; denn  
Alberts Bedienter, so treu er ihm war,  
hatte zu Hause eine Braut. Der schrieb  
er: „Er und sein Herr wären in Kassel,  
und würden wohl vorerst da bleiben; denn  
sein junger Herr liebe die Tochter eines  
Bildhauers, was aber ein Geheimniß  
bleiben müßte, obwohl sein junger Herr  
gewiß ehrliche Absichten mit dem lieben  
Mädchen hätte.“

Des Bedienten Braut ließ ein Wort  
fallen, dann noch eins. Das Geheimniß  
stieg aus der Gesindestube durch alle Stuf-  
fen des Jägers, der Kammerjungfer bis  
zu Alberts Mutter, und zum Major.  
Man las des Bedienten Brief. Die  
Mutter schlug erblaffend die Hände  
schmerzlich zusammen, der Major mit ei-  
nem Gesicht voll Blut steckte seinen De-  
gen an, und rief: „Sage ich es nicht?  
Das ist die bittere Frucht der poetischen

Erziehung! Aber hin will ich! ich will hin!"

„Vergebens, lieber Bruder! Ich kenne ihn.“

In dem Augenblick sprengte Bern auf den Hof.

„Der soll hin!“ rief der Major, der Albert's bittende Augen und sein eigenes weiches Herz scheute.

„Am's Himmels willen, nur nicht Bern, lieber Major! soll —“

Aber der Major war schon die Treppe hinab, Bern erfuhr alles. Er sagte bitter lachend: „Ja, so geh's! Aber ich will hin; wo finde ich ihn?“

Der Major, obgleich er unruhig wurde, hatte nicht den Muth, Bern die Reise zu untersagen. Die Mutter und der Major befahlen ihm, nur sanft mit dem Knaben Absalon zu verfahren.

„Ich bin ein Mensch!“ rief Bern — „und seine Schwester ist meine Braut!“

Aus dem Briefe ging nicht hervor, wo Albert zu finden sey.

„Ich finde ihn!“ rief Bern; und nach

nachdem er acht Tage lang Kassel durchlaufen, und bei allen Bildhauern vergebens gewesen war: so trat endlich Albert am Thore ihm entgegen.

„Laß uns in's Freie!“ antwortete Bern, ging den abgelegensten Weg, und schlug mit seinem Rohr wild jede hohe Pflanze nieder.

„Ist's wahr, Dronten?“ fragte er endlich. Albert unterbrach ihn sanft:

„Ich will Dir und Jedem Nebe stehen; obgleich Niemand als meine Mutter ein Recht hat —“

„Nicht ich? Der Verlobte Deiner Schwester? Aber so steh mir Nebe! Ist es wahr, daß Du eines Bildhauers Tochter liebst? Liebst? Hm! Das möchte seyn! Wen kümmert das! Aber daß Du sie heirathen willst?“

„Du kennst mich, Bern, daß das bei mir dasselbe ist, wenn ich ein Mädchen liebe. Oder glaubst Du, Verführung sey wohl Recht, nur nicht die Heirath? Ich denke nicht, wie Du, aber wer Recht hat, davon ist die Rede?“

Bern blieb stehen und sah ihn erbittert an. „Ja! hießest Du allein Dronten: so möchtest Du Recht haben, und auch dann nicht; aber Deine Schwester heißt Dronten, Dein Oheim, Deine Mutter und noch zehn Andere führen den Namen, und Deine Schwester, eine Dronten, ist meine Braut. Du siehst, wie gelassen ich bin. Doch antworte! Auf diesen Namen: Dronten, darf ich keine Schande lassen.“

„Schande? In der That, Du bist sehr gelassen. Nun denn, mein Herr von Bern! Ich liebe eines Bildhauers Tochter, und trägt ihr mir die Hand einer Fürstentochter entgegen, und hätte die Natur sie mit allem Reiz fürstlich ausgestattet: so wählte ich des Bildhauers Tochter, und führe sie als Königin auf meine Güter.“

„Himmel, eine Meze!“

„Sag das nicht noch einmal!“ rief Albert entflammt.

„Eine Meze!“ sagte Bern mit bitterer Ruhe — „eine Meze! wie soll ich anders sagen? Eine Meze! Ich will Dich

an das Wort gewöhnen. Eine Weze!  
Ich will das Wort noch tausend Mal sa-  
gen, bis Deine Wangen vor Schaamröthe  
springen.“

„Meine Schwester ist Deine Braut;  
dafür danke Gott!“

„Ich entsage Deiner Schwester und  
nenne Deine Braut eine Weze!“

„Eclender, verächtlicher Mensch!“

„Wie?“ rief Bern, weggerissen von  
Zorn. „So nimm das, was kein Edel-  
mann leidet, auch wenn eine Weze seine  
Braut ist.“ Er gab ihm einen leichten  
Schlag mit seinem Rohr.

„Wo seh ich Dich wieder, Schurke?“  
rief Albert, sich kaum haltend.

„Morgen früh in Münden, wenn Du,  
Narr einer Weze, so viel Muth hast.“

Sie rissen sich von einander und nach  
einem langen Gange kam Albert, die  
Brust voll flammenden Zorns und voll  
schmerzlicher Unruhe, zu Hause.

Die Geliebte empfing ihn mit dem gan-  
zen frohen Entzücken ihrer Liebe; aber sie  
konnte die schwarze Wolke nicht von seiner

Stirn, noch weniger aus seiner Seele vertreiben. Er klagte über einen heftigen Kopfschmerz; er wollte sich früh zu Bette legen.

Er verschloß sein Zimmer. Er wollte sich mit Gewalt von dem Gedanken der Zukunft befreien. Er schlug ein Buch auf, das auf dem Tische lag. Es war des Aeschylus Sieben vor Theben, und der Vers, den der Chor dem Etobles sagt:

Des Bruders Blut wirst Du vergießen?

Er sprang erschreckt auf; es war ihm, als rief eine Gottes Stimme aus dem Dunkel des Tempels ihm die Worte zu: „Des Bruders Blut willst Du vergießen?“

Er war erblaßt. Er las die Worte mehrere Mal. Er schlug furchtsam die Blicke gen Himmel; denn es war das warnende Orakel des Himmels, dessen Stimme er vernommen. Und doch sagte er, von der Verzweiflung getrieben, leise die schrecklichen Verse:

So fahr hinab, auf des Kochtus raus-  
schenden Wogen  
Des Lasus Geschlecht den Göttern verhasst!

aber die sanfte, warnende Stimme erkönte  
wieder: „Des Bruders Blut willst Du  
vergießen?“ Er beugte die kalte, in To-  
deschweiß triefende Stirn in beide Hände,  
und weinte bitterlich. Aber die Stimme  
verfolgte ihn auf seinem Lager, in den  
Schlaf, in die Träume. Am Morgen  
war sein Entschluß gefaßt: „Er wollte sich  
mit Bern versöhnen.“

Er stand vor der Sonne auf, er zog  
sich leise an; aber Sophiens Finger  
klopfte leise an die Thür, und ihre schöne  
Stimme fragte nach seinem Kopfschmerz.

Er legte die Hand an die Stirn, und  
sagte: „Das alles hilft nicht, Sophie.  
Ein tüchtiger Ritt im Freien hilft mir das  
von. Ich bin am Abend wieder hier, oder  
morgen. Ich will nach Wänden.“

„Des Bruders Blut willst Du ver-  
gießen?“ Klang's in seiner Seele.

„Nun,“ sagte Sophie — „so will ich heute auch einmal recht fleißig seyn an meiner Zeichnung.“

„Welche?“ fragte er nachlässig.

„Aus dem Livius, wie der Horatius seine Schwester ermordet.“

„Hatte sie Unrecht, zu klagen, lieber Albert? Der Bruder ermordet ihren Vater, lobten! und dann sie! O wie grausam!“

Albert erblaßte, und die Stimme in seinem Innern wechselte und sang in wahnender Wehklage: „Der Schwester Blut willst Du vergießen?“

Da lächelte er Sophien freundlich zu; da war er jetzt fest entschlossen, sich mit Vern zu versöhnen. „Leb wohl, Sophie!“ rief er — „Morgen siehst Du mich heiter wieder!“

Er schwang sich zu Pferde, er ließ die Waffen von seinem Bedienten ins Wirthshaus; wo der wohnte, zurücktragen, und ritt unbewaffnet im scharfen Trabe nach Münden zu. Er ritt in das Wirthshaus, wohin Vern ihn bestellt hatte, und fand ein Billet von ihm, worin er ihn

in den Wald bestellte. Sein Bedienter sollte ihn zu Pferde dahin führen.

Da stand Vern, in einem Mantel gewickelt, den Hut in die Stirn gedrückt, in rings verbergendem Gebüsch.

Albert zog auf ihn zu, umarmte die eingewickelte Gestalt, und rief: „Wir sind versöhnt, Bruder! Verzeihe mir! Ich habe Dir vergeben!“

„Das klingt seltsam!“ sagte Vern kalt. „Doch ja! Wenn Du hier auf Dein Ehrenwort dem Mädchen entsagst, und von hier, von hier sogleich nach Pisa gehst.“

„Thäte ich das, Vern,“ antwortete Albert scherzend — „würde ich Deine Achtung nicht verlieren, schon darum, weil ich mir von einem Menschen befehlen ließe?“

„Meine Achtung — doch ich will schweigen. Gib Dein Wort, und ich will das Wort: Schurke — Himmel und Erde! — denn Schurke hast Du mich genannt — aber ich will es zu vergessen suchen.“

Das alles sagte er, ohne sich aus dem Mantel zu wickeln.

„Ich bin hier ohne Waffen.“

„Dich ahnte so etwas. Ich habe für Waffen gesorgt.“

Berns unbewegliche Stellung, das harte Gesicht voll schneidender Ruhe, dieser übermüthige, fast hohnlachende Ton der Worte erbitterten Alberten; aber das Gefühl, das ihn erbitterte, machte ihn weich. Er sah ihn an und sagte die Verse: „Des Bruders Blut willst Du vergießen?“ mit einem Tone, der Felsen Gefühl hätte geben können. Kalt antwortete Bern: „Wem es das Glück gibt, ich oder Du!“

„Das Glück? das Glück?“ rief Albert — „o Unmensch!“

„Gib Dein Wort, dem Mädchen zu entsagen, und ich verschweige, was unter uns vorgefallen.“

„Verschweigen? was? was denn?“

„It's nicht Schonung, daß ich Dich nicht erinnere?“

Da fiel Alberten der Schlag ein,

den Bern ihm gegeben; und obgleich der wilde Dämon des Zorns über ihn her fiel, so siegte dennoch sein reiner Wille. Er sagte mit ausgebreiteten Armen: „In meinem Herzen fließt deiner Marie Blut, Bern. Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich.“

Da hüllte sich Bern noch enger ein, und sagte: „Du betriffst um Dein Leben, feiger Mensch!“

Da bligte Alberts Auge auf, und er griff an den Boden und hob den Degen auf, der vor Bern lag, und zwischen den zitternden Lippen kante murmelnd der harte Spruch: „So fahr hinab auf des Coeytus rauschenden Wogen! Ich! Ich! Dein Haupt weih ich den Furien, Unmensch!“

Berns Mantel flog ab, und die beiden Eisen bligten im Licht des Tages, und die beiden Jünglinge in der dunkeln Opferflamme des Zorns. Da flog Berns Degen hoch über ihn weg; denn Albert war ein fertiger Fechter. Er senkte den Degen, und rief, da Bern wüthend das

Ernen wieder ergriff: „Halt, ein Engel trat zwischen uns, Bern!“ Aber Bern griff ihn wüthend an; Albert vertheidigte sich nur; das erbitterte Bern noch mehr. Er drang näher und heftiger auf Albert.

„Unglücklicher! was willst Du!“ rief Albert, und Bern — sank in dem Augenblicke zu Boden mit durchbohrter Brust. Er athmete noch einmal auf, zuckte, senkte, erblaßte, und — war nicht mehr.

Die Bedienten stürzten herbei. Ein Wundarzt, den Bern mitgebracht, Er war todt.

Gelähmt an Körper, verämbt die Seele stand Albert da. Eine dunkle Wolke senkte sich vom Himmel auf sein Auge, und in dem Dunkel tönte ein fernes Nachgeschrei. Der Boden bebte unter seinen Füßen, und dennoch waren seine Füße festgewurzelt. Man trug ihn auf sein Pferd. Sein Bedienter leitete es am Zügel, von der Straße ab dem Harze zu in's Gebirge.

„Ist er todt?“ fragte am Abend, da sie in einer einsamen Herberge waren,

Albert. Das ergriff der Bediente. Er sagte versichernd: „Nein!“ und so goß er wieder Hoffnung in die hoffnungslose Brust. Er sandte nun seinen Bedienten nach Münden um Nachricht. Er wollte ihn hier erwarten.

Der Leichnam war nach Münden gebracht. Weder der Wundarzt noch Berns Bedienter wollten Alberten gekannt haben. Der Wundarzt sagte aus, daß er nach der Sprache ein schwedischer oder dänischer Offizier gewesen seyn müsse. Berns Bedienter reiste ab, er kannte Alberten recht wohl. Er brachte die Schreckens-Nachricht an den Major, Alberts Oheim.

Alberts Bedienter kam zurück. Er glaubte jetzt, ihm die Nachricht von Berns Tode geben zu müssen, und sie dadurch zu versüßen, daß er ohne Gefahr nach Kassel zurückkehren könnte. Albert sah ihn starr an, kreuzte die Arme über die Brust und ging langsam in den Wald.

So irrte er mehrere Tage trostlos und

rathlos umher, kämpfend zwischen dem Entschlusse, sich selbst den Tod zu geben oder sich dem Gesetze zu übergeben.

So oft auch der Bediente den Gedanken an eine Rückkehr zu Sophien anstieß, so heftig auch Alberts Liebe zu Sophien war: so stieß er dennoch diesen Gedanken mit der äußersten Gewalt von sich. Wie konnte er das stille, unentweihete Leben des frommen Mädchens an das von Furien gequälte Leben eines Mörders fesseln? Wie konnte er eine Verbindung schließen, die mit dem Blute seines Schwagers versiegelt werden mußte?

Er schaute nach Hülfe für seine trostlose Seele in der ganzen Natur umher. Er allein fand keine von allen Menschen. Die Menschen hatten den Brudermörder ausgestoßen; die Natur hatte die Acht über ihn ausgesprochen. Kein Herz schlug, an das er hätte stützen können, selbst Herzbold mußte zurückbeben, und im Grabe fand er ja den unverföhnten Schatten Berns, und — die Gerichte des Ewigen! Das dachte er eben, und er sank auf

die Knie, und rief schluchzend: „O bin ich denn keines Erbarmens werth?“

Hier sagte eine sonore, aber sanfte Bassstimme: „Ein Mensch, der so sagt, verdient mehr als Erbarmen, er verdient Weisheit!“

Albert sah auf, und ein junger Mann, von dreißig Jahren ohngefähr, reichte ihm die Hand entgegen.

Albert legte die heiße Hand in seine, sah ihn stehend an, und setzte sich. Der Fremde setzte sich neben ihm, nahm sein Haupt an seine Brust, und legte den andern Arm um seine Schultern.

Da schluchzte Albert weich wie ein Kind.

Der Fremde hielt ihn zärtlich und fragte: „Was ist Ihnen?“

Albert, mit schneidenden Tönen, sagte: „Ich habe meinen Bruder ermordet!“

In dem Augenblick fühlte er das Zucken des Schreckens in beiden Armen des Fremden.

Er wollte ihn fest halten; aber der Schre-

ken riß seine Arme von dem Unglücklichen los; und Albert, jetzt zum ersten Mal den Fluch der Natur, der auf Menschenmord ruht, und seine Verlassenheit schrecklich fühlend, schlang beide Arme zitternd um des Fremden Hals, als wollte er Einen Menschen fest an sich halten. Da aber der Fremde in der Gewalt des Schreckens, ohne es zu wollen, sich von ihm zurückbeugte: so stand Albert geduldig auf und ging still heim. Der Fremde blieb sitzen, sah ihm mit einem Sturm der Empfindung nach, sprang dann schnell auf, rannte hinter ihm her, faßte ihn an seine Brust, drückte den verstümmten Mund auf seine kalten Lippen, preßte sein Herz an das Herz voll Qual, als wollte er mit dieser Stellung ihm sagen: „Mein Herz verstoßt Dich nicht!“

Er ging an seiner Seite, er unterstützte ihn, eng an ihn geschlossen, wie Py-lades an Orestes von den Furien verfolgt. Das fiel Beiden zugleich ein.

Vor der Hütte legte Albert die flache Hand auf des fremden Brust, ihm ein Zei-

chen zu geben, nicht mit ihm in die Hütte zu treten. Dann reichte er ihm mit einem rührenden Lächeln die Hand, legte noch einmal seine Brust an seine Brust, und ging.

„Gott Lob!“ sagte der Bediente, auf den Fremden zugehend — „hat er Ihnen gesagt?“

„Das Allerschrecklichste, was das Leben hat.“

„Den Brudermord?“

„Den Brudermord.“

„Ja, so nann't's mein Herr, obgleich —“ Und nun erzählte er ihm, wie heftig, wie anmaßend Bern immer gegen Albert gewesen, daß er ihn in Kassel gefordert, daß Albert ohne Waffen hinausgeritten, Bern ihn verhöhnt, daß eines Engels Geduld hätte reißen müssen, wie vielmehr eines Menschen, und wie vielmehr eines Edelmanns. Wie sein Herr ihn geschont, wie oft er ihn Bruder genannt! wie er nur seine mörderischen Stöße abgewehrt, bis Bern sich selbst in blindem Zorn in Albert's Degen gerannt.

Das erzählte er dem Fremden und der sagte: „Gut! ich bleibe hier!“ Er ging zu Albert in die Hütte.

Der Fremde setzte sich gegen Albert über, von Zeit zu Zeit einen tröstenden Blick auf ihn werfend, aber ohne ihn anzureden. „Der Teufel!“ rief er endlich, mit der Faust auf den Tisch schlagend — „man ist ein Mensch! Und wenn Hochmuth, Hohn und Spott des Gegners, und sey er auch ein Bruder — Mein, bewahre mich Gott! aber wie ich von Ihrem Bedienten hörte —“

„O,“ rief Albert, sich entschuldigen wollend — „er griff, ja das that er! Ich rufe alle fühlende Wesen zu Zeugen! Er griff mit harter Hand in die feinsten Fasern der Ehre, der Liebe; aber — er war mein Bruder!“

„Das, das ist's!“ sagte der Fremde eintönig. Dann reichte er ihm die Hand über den Tisch mit den Worten: „Ich kann Ihnen verzeihen, und das gütige Wesen, das unsre Brust mit so viel Stürmen der Leidenschaft füllte —“ Er brach auf's

aufs neue, auf den Tisch schlagend, wieder ab. „Und die Zeit —“ hob er wieder an.

„O könnten Sie je vergessen?“ fragte Albert, nach Trost suchend.

„Frag ich meine Empfindung: Niemals! Frag ich die Erfahrung? die sagt: Ja! Frag ich mein Gewissen oder Gott: so bejammere ich Dich Unglücklicher!“

„Das ist's!“ gab ihm Albert zurück. „Was bleibt mir, als ein zweiter — Mord?“

Der Fremde erblaßte; er fühlte einen ähnlichen Gedanken. „Etwas Besseres, denk ich, das Leben!“ sagte er. „Versöhnt der Tod?“

„Er befreit.“

„Wer weiß? die Alten hatten Sühnopfer für Blut. Sogar die Wilden. Es ist gut, daß Menschenleben heilig sey! Die römische Kirche hat auch Versöhnung dafür, glaube ich. Es mag gut seyn für die Verzweiflung. Das mag den Menschen mit sich selbst versöhnen; aber was

versöhnt ihn mit der Todesstunde? was mit Gott?"

„Was? was?“ rief Albert, aufspringend.

„Das Leben, denk ich; ein Leben hingegeben für Andre.“

Albert sah ihn mit starren Augen voll Hoffnung an. Dann warf er sich an seine Brust.

„O Du, Du, bleib einige Tage bei mir! O höre nicht auf, meine Seele auf diesen Gedanken zu richten. Ein Leben hingegeben für Andere! O“ — er betrachtete ihn lange — „o wer bist Du? Bist Du ein Engel?“

Er erzählte ihm alles, seine Liebe zu der frommen Sophie, und wie Bern sie zehn Mal eine Weile geheißt.

Hier sprang der Fremde auf und zog die Stirn voll drohender Falten.

Albert erzählte ihm aber auch den warnenden Spruch des Dichters, und Sophiens Mahnung an den Horatius.

„Ihr Wille,“ sagte der Fremde — „war rein; aber das harte Leben war

mächtiger. Ich kann Ihr Richter nicht seyn, Ihr Vertheidiger nicht. Denn ich habe mich auf der Universität um ein Wort geschlagen. Jetzt erst zittere ich. Ihr Wille war rein! Ist das Ihnen ein Trost?"

Albert schüttelte den Kopf. Aber der Blick des Fremden, sein sanfter, ernster Ton tröstete ihn dennoch. Er bat ihn mit feuriger Liebe, ihn nicht zu verlassen. Der Fremde versprach's.

Sie blieben beisammen, and nach einigen Tagen durfte er Alberten an Sophiens schmerzlichen Kummer erinnern.

„Das Leben für Andere!“ rief Albert heftig — „ich darf nicht glücklich seyn. Ich nicht.“

„Aber Sophie?“

„Sie liebt mich,“ sagte Albert — „aber sie würde sterben, wenn sie den Mörder wieder sähe. Ich kenne sie. Soll sie meine Schuld tragen? Ihr unschuldiger Schmerz ist nicht ewig, das weiß ich; aber — Nein! nein!“

Der Fremde sah ihn lange nachdenk-  
end an; dann drückte er ihn schweigend  
an seine Brust. Es war Alberten, als  
hätte er seinen Entschluß gebilligt.

Albert sandte seinen Bedienten aufs  
neue nach Münden, nach Kassel, um  
Nachricht einzuziehen, ob er als Berns  
Mörder bekannt sey. Er gab ihm sogar  
den Auftrag, sich in's Geheim auf seinem  
Gute nach seiner Familie zu erkundigen.

Der Bediente reiste ab, nachdem er  
vorher den Fremden flehentlich gebeten  
hatte, seinen Herrn nicht zu verlassen. Der  
Fremde versprach es, und nach einigen Wo-  
chen war er zurück. Er brachte die Nach-  
richt mit, daß man sowohl in Münden  
überzeugt sey, als auf seinem Gute,  
Berns Gegner sey ein schwedischer Offi-  
zier, Namens Stårsten, gewesen.  
Doch hätte Berns Bedienter, der bei  
dem Duell gegenwärtig gewesen, die  
blutige Schärpe seines Herrn dem Major  
gebracht.

„Die blutige Schärpe?“ rief Al-  
bert.

Der Bediente wischte sich das Auge und erzählte jeden finstern Umstand mildernd; weiter, daß freilich nach einer sehr dunkeln Trauerscene Mutter und Tochter von dem Gute abgereißt wären, man wußte nicht, wohin. Der Major hatte mit dem Kassirer die Rechnung über seine Verwaltung abgeschlossen, und den Kassirer an den jungen Herrn gewiesen; dann sey auch der abgereißt.

Der Bediente verschwieg viel; und seine Stellung, seine Seufzer, das Abbrechen seiner Stimme zeigte, wie sehr viel er verschwieg.

„Wach ein Ende mit deiner Litaney!“ rief der Fremde zornig.

„O laß ihn erzählen,“ sagte Albert wehmüthig — „ich sehe das erblaßte Gesicht meiner Schwester, und die Furien, die sie über den Mörder heraufruft. Ich höre die vergeblichen Gebete meiner Mutter; ich sehe das tödtliche Schweigen meines edlen Oheims! Laß ihn erzählen! Aber nein!“ rief er — „ich verlange keine

Schonung! Ich will hin! den Verwünschungen entgegen!"

Er ließ sich durch nichts von dieser Idee abbringen. Sanft sagte er nur dem Fremden: „O sey Du mein Pylades!"

Sie reisten nach dem Gute.

„Ach, wissen Euer Gnaden schon“ — mit dem Vorwurfe und mit vor Schrecken starren Augen kam ihm Jeder entgegen.

Seine Mutter war bei ihrer Schwester, seine Schwester im Ursulinerkloster, der Major in einer Einsiedelei, wie er ein kleines Hütchen im finstern Gebürg nannte, und jedes Mal hinzusetzte: „Dahin will ich gehen, wenn das Glück mit mir gebrochen hat.“

In jedem Worte, was Albert hörte, war eine Furie verborgen.

Er ließ mit einer stillen Apathie eine große Summe auf seine Güter in Papier aufnehmen, ordnete alles für die Zukunft an, und reiste zu seiner Mutter.

Sie ließ ihn in ihr Schlafzimmer kommen. Er wollte sich ihr zu Füßen werfen.

„O nicht so! nicht so, Albert! Ich

unglückliche Frau! Mutter will ich nicht sagen. — Du kommst, Abschied zu nehmen, Albert! Leb wohl! Das Erbarmen des Himmels sey mit Dir!“

„O Mutter!“ rief er.

„Den Namen nenne nicht, Albert!“ sagte sie zitternd. „Er erinnert mich an die Namen: Bruder, Schwester! Leb wohl! Sieh Marie nicht, Albert!“ Sie reichte ihm von weitem die Hand; dann aber fiel sie laut weinend an seine Brust, segnete ihn mit leisen schnellen Worten, als sollte der Himmel sie nicht hören, und ging in ihr Kabinet.

„Nun?“ fragte der Fremde, da er zurückkam.

„Ich habe meiner Mutter Segen!“

„Siehst Du? und hier eines Freundes Liebe. Siehst Du, daß Dich die Natur nicht ausgestoßen hat?“

Sie reisten zu seinem Oheim.

„Ich weiß alles, alles, Albert!“ Mit diesen Worten empfing er ihn. „Du warst ohne Waffen. Er reizte Dich! Ich weiß. Hast Du Deine Mutter gesehen?“

„Ich habe ihren Segen!“

„Hast Du? O du Gott der Barmherzigkeit! So nimm meinen auch! Gott segne Dich! Und nun geh, denn ich habe geschworen — O Albert, das Einzige sag! Das Mädchen, das Du liebst? O Albert, das ist doch vorbei? Denn sieh, sieh, segnen können wir sie nicht! Niemals! Niemals!“

„Es ist vorbei, liebster Oheim! Ich habe mich von Allem geschieden?“

„Von Allem! O Du Gott! Wer ist bei Dir?“

„Ich habe einen Freund gefunden, einen Engel —“

„Einen Freund! O Albert, Albert, o mein Sohn! Sieh ihm alles nach, alles. Verzeih ihm alles. Denn Du hattest auch einen Bruder gefunden. Doch! — Wohin willst Du?“

„In die Ferne.“

„O ich möchte mit Dir. Ach, hätte ich nicht in der ersten Minute geschworen, bei der blutigen Schärpe — Geh! geh! geh mit Gott!“

Er ging. Stumm ging er mit dem Fremden zu dem Ursuliner-Kloster. Er ließ bei der Äbtissin um einen Besuch bei seiner Schwester bitten. Die Pförtnerin sagte ihm, daß sie vor wenig Tagen Proseß gethan hätte. Er erstarrte bei dem schrecklichen Worte. Dann wurde er in das Sprachzimmer geführt. Nach einer Stunde erst — man denke, in wie viel tausend schreckliche Augenblicke diese Stunde zerfiel — öffnete sich die Thür, und Marie, bleich wie eine Sterbende, trat mit wankendem Schritt herein. Sie streckte ihm die flache Hand, ihn abzuhalten, da er sich ihr nähern wollte, entgegen, und so blieb sie wie erstarrt stehen.

„O sage nur ein Wort, Marie!“ rief er — „die Mutter hat den Sohn gesegnet, mein Oheim den Neffen. O Marie!“

Sie sah ihn mit den erloschenen Augen starr an; dann sagte sie langsam und trostlos: „Mörder!“ und verließ das Zimmer.

Der Fremde erwartete ihn vor dem Kloster. Der Segen seiner Mutter und

seines Oheims hatte Alberten ruhiger gemacht. Aber das einzige Wort seiner Schwester, das Wort; Mörder! hatte seine Seele in den innersten Tiefen erschüttert. Auf seinem Gesichte lag eine Entschlossenheit, die den Fremden erfreute.

Er reichte ihm die Hand, und sagte: „Mein Wille war rein; aber die That ist geschehen. Was verschüt die That?“

„Die That.“

„Ich beneide meine Schwester. Sie ist Nonne. Sie beret. Ich beneide sie.“

„Es gibt etwas Besseres, als das Gebet: die That!“

„Das mein' ich. Und so denn! Laß uns in's Wirthshaus gehen!“

Er ging rasch in's Wirthshaus, schrieb in einem Zimmer allein, kam herab, und sagte: „Laß uns gehen!“

Der Fremde sah, daß etwas Gewaltfames in Alberts Seele kämpfte. Er wollte ihn zerstreuen. Er redete einen Bauer an, der mit ihnen ging. Der Bauer beschrieb ihm die Gegend, erzählte die Geschichte des Klosters, zeigte dann auf

ein steinernes Kreuz, das auf einem Hügel stand, und sagte: „Unter dem Kreuze dort geschah ein Mord.“

Albert horchte auf.

„Den Mord zu sühnen, stiftete der Mörder das Kloster vor alten Zeiten.“

Ruhig sagte Albert: „Laß uns unzer dem Kreuze einen Augenblick ruhen! Bleib hier mit den Pferden, Gottfried!“

„Zur That gehört Heiterkeit. Albert, merke das!“

Albert antwortete nicht. Er setzte sich unter das Kreuz. Dann hob er ruhig an: „Mein Wille war rein, denke ich. Aber die That versöhnt die That!“ sagt Du ja. Nun denn! Ich scheid von dem Glück, aber nicht von dem Leben. Dich sandte mir ein Engel, oder Du bist einer; denn ohne Dich hätte meiner Schwester Wort mich zum Selbstmörder gemacht. Hier ist ein Brief an Sophien, ihre Wohnung in Kassel ist bezeichnet. Hier ist Geld. Sey ihr Freund! Ein unglücklicher Mensch bittet Dich darum, und nun



laß uns scheiden. Ich weiß Deinen Namen nicht. Ich will ihn nicht wissen. Es soll mich in finstern Stunden trösten, an einen Engel zu glauben. Leb wohl!"

Der Fremde wollte ihm einreden.

"Es ist fest beschlossen, Du Freund! Ich habe nicht Mutter, nicht Schwester, nicht Freund mehr, nichts als den reinen Willen. Ich bin wahrhaftig heiter, obwohl nicht glücklich." Er legte die Hand an das Kreuz; dann ging er zu dem Bedienten. Er gab ihm eine Summe Geld, und sendete ihn an seinen Oheim. Er schenkte ihm die Pferde, und hieß ihn reiten.

Lächelnd sah er nun den Fremden an, sagte: „Dir habe ich meine Sophie übergeben! ihr Leben! ihre Tugenden! ihr Glück! Ich weiß, Du wirst sie nicht verlassen.“

„Nein! ewig nicht!"

Sie drückten sich lange in die Arme.

„Das ist Dein Weg nach Kassel, mein Weg ist überall auf der Erde, wo Menschen sind, die der Hilfe bedürfen.

Leb wohl! Du! Freund! Engel! Leb wohl!

Er ging einen Feldweg, und verschwand  
in einem Wäldchen.

---

Eine Namen-Theorie. Der Freier.

Die Geschwister.

„Geh mit Gott! armer Mensch!“  
rief der Fremde Alberten nach. Dann  
kehrte er nach dem Kreuze zurück, um dort  
unter auszuruhen. „Im Grunde,“ sag-  
te er, das Kreuz betrachtend — „hat Je-  
der so ein Paar Kreuze am Wege seines  
Lebens stehen, die er abbüßen muß. Und  
wozu dieser arme Albert sich gebunden  
fühlt durch einen Mord, dazu sind wir Alle  
gebunden durch die Geburt. Ich hätte,  
glaub' ich, mit ihm gehen müssen. Also  
nach Kassel, statt nach Werneberg.  
Das ist nun das zehnte Mal daß mich  
das Schicksal in April schießt, statt nach

Berneberg. Der arme Junge! Wie hat er Sophien übergeben? ihr Leben, ihre Tugenden, ihr Glück! Wort will ich Dir halten, armer Mensch! und sah' ich Berneberg im Leben nicht wieder.“

Schleicher hieß der Fremde. Aber er war kein Schleicher. Er ging seinen Lebensweg als wie in Holzschuhen mit Eisen beschlagen. Er trug sein Herz immer offen, nicht allein in der Brust, sondern auch auf den Lippen. Er stand da fest wie ein Felsen, wo gescheute Leute weichen, und gab nach, wo Andere hart wie Felsen sind. Er verdarb das Beste, was er that, mit ein Paar Worten, die er sagte. Er gab sein Herz beständig zu früh weg, und seinen Beifall zu spät. Er drehete Niemandem Nasen, als sich selbst. Und das alles hatte er dem verwünschten Namen Schleicher zu danken, einem Namen den er für sein Leben gern mit dem allerhäßlichsten Namen irgend eines Menschen vertauscht hätte, und auf den er doch jeden Menschen aufmerksam machte, weil er immer, wenn er gefragt wur-

de: „Wie heißen Sie?“ eine Minute zögerte, ehe er antwortete: „Schleicher!“ „Schleicher!“ fragte ein Jeder dann und sah ihm argwöhnisch in's Auge.

Schon in der Kindheit nannten ihn seine Spielgefährten, wenn er zu derb dar zwischen schlug, trotz dem, Du Schleicher! In den Jünglingsjahren hatte er hundert Prügeleien; denn sie lasen ihm aus dem Namen-Kapitel vom Tristram Shandy folgende Stelle vor: „Die schleicherische, swißbübische Idee, die von dem Namen so unzertrennlich ist, muß ihn zu einem Schleicher machen.“ Wenn der Rektor vom Katheder herabrief: „Schleichere, weiter!“ so erinnerten ihn seine Mitschüler an den Schleicher in Sophiens Reise. Kurz, er hieß auf Schulen und Universitäten Schleicher! oder Judas! oder gar Tristram! Er dagegen hatte sich angewöhnt, mit Fuß und Faust, mit Wort und Gedanken so derb aufzutreten, wie möglich.

Sagte der Professor der Geschichte

von den Römern: „Was erhebt, meinte  
Sperren, in den römischen Familien den  
alleredelsten Ehrgeiz? Was in den Clau-  
dian die unbeugsame Majestät, was in den  
Fabianern die Heldensecten, was in den Va-  
lerianern die schönste Volksliebe? Die Ah-  
nenbilder waren es, die Namen.“ Damit  
lachte alles, und sah auf Schleicher zu.  
Kurz, Schleicher war übel darat.  
Aber seine Freunde liebten ihn zärtlich,  
seine Lehrer schätzten seinen Fleiß, und  
selbst die abgerissene Art zu studiren. Er  
war Jurist; aber er war zugleich der beste  
Philolog auf der Universität. Er kannte  
die griechischen Dichter auswendig. Er  
trieb Mathematik ein Jahr lang, und  
alles, was er trieb, mit ungeheurem Fleiße.  
Er wurde angestellt in dem Justizkolle-  
gio. Da er aber eine Ungerechtigkeit  
anzeigte, die man nicht wissen wollte; da  
er sie offen bekämpfte; so sagte der An-  
gegriffene: „Seh einer den rüchischen  
Schleicher.“ Er mußte ab danken, und  
zuletzt, da er durchaus kein Schleicher seyn  
wollte, blieb ihm von allen seinen Freunds-  
den,

den, von seiner Braut, die er unendlich liebte, von allen seinen Hoffnungen, einmal in einem hohen Amte der Beschützer der Gedrückten zu werden, nichts, gar nichts übrig, als ein kleines Gütchen in Wernberg, das aber nur für einen wahren Philosophen hinreichte, der von dem Leben nichts mehr fodert, als die Befriedigung der Bedürfnisse der Natur.

„Schleicher,“ sagte sein letzter Freund — „dahin? Du? der die Eleganz liebt.“

„Eben darum. Ich habe da Gebürg, einen Fluß, einen See, ein Paradies und alles umsonst.“

„Die Grazien werden da nicht mit Dir wohnen.“

„Die Bötier hatten statt der Grazien drei Klöße, und es waren die Grazien. Ich habe da Brodt, Arbeit, den Winter zum Studieren, Musik und Freiheit und Unabhängigkeit: das reine, einzige Element der Seele. Im Vorzimmer der Natur will ich stehen; aber nicht wieder hier



in den Vorzimmern der Großen. Morgen will ich nach Werneberg."

Eine kleine Begebenheit hielt ihn ab, weil er sich selbst eine Nase drehete. Er wollte er zehn Mal hin. Eben bei Alberts Hütte auf dem Harz war er auf dem Wege nach Werneberg, und Albert schickte ihn statt nach Werneberg nach Kassel, um der Schutzengel des Lebens, der Tugend, und des Glücks eines Mädchens zu seyn.

Er hatte es in dem Gefühl des Mißleidens versprochen, und er sagte: „Ich will Wort halten, und sollte ich Werneberg mein ganzes Leben nicht sehen;" und so schritt er rüstig den Weg nach Kassel vorwärts.

Er faßte aber doch unterwegs — denn er hatte weiter nichts zu thun — näher in's Auge; was das heißt, der Schutzengel des Glücks und der Tugenden eines Mädchens zu seyn! das ist eine Arbeit auf Lebenszeit! Aber versprochen ist versprochen! Und müßte ich das Mädchen auch darüber heirathen. Und hat sie halb

die Tugenden, die Dronten nannte, so thue ich sogar wohl daran. Er ging nun eine Meile weit, und versetzte sich mit Sophien nach Berneberg. Er legte ihr die Guitarre in die Hand, die Stanzas von Tasso auf die schöne Stimme, seinen Arm um ihre Schultern. Er starrte Sophien mit allen Reizen der Grazien, der Tugend aus. Er verliebte sich in sein Gebilde, und er war fest entschlossen, Sophien zu heirathen. Mit diesem Entschlusse rückte er in Kassel ein, und fand das Haus, den Brunnen und die Schildwache gegenüber.

Sein Herz pochte; denn er war fest entschlossen. Er besah die Aufschrift des Briefes an Sophien. „Walbur, ein Name, weder deutsch noch italienisch. Aber der Name ist nicht so schlimm, als meiner. Und zum Hentzer, ein Schleicher bin ich nicht!“ Er riß die Thür auf, posterte die Treppe hinan. Er wußte Bescheid. Er pochte an Sophiens Thür. Er öffnete. Die Mutter war allein.

Hier hat ein Herr von Dronten

gewohnt?" hob Schleicher an, seine Blicke auf Sophiens Hüfte richtend. Die Mutter sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja! leider! Wer hätte es glauben sollen, ein Mensch wie ein Lamm! Aber was wissen wir denn von ihm? Nichts!“

„Ich habe Aufträge von Dronken an Sie und Sophien. Und es freut mich, daß ich die Mutter zuerst finde.“

Hier trat die Mutter näher: „O sagen Sie, ist die schreckliche Vermuthung, die meine Tochter hat, gegründet?“

„Daß er seinen Schwager im Duell erstochen? leider wahr. Vermuthung sagen Sie? Also weiß Sophie noch nichts?“

Die Mutter sah ihn zweifelnd an. „Welchen Auftrag haben Sie an Sophien?“

Schleicher erzählte alles einfach, und die Mutter gestand nun mit Thränen, daß sie Beide wüßten, er sey der Mörder.

„Mörder, Madame?“

„Guter Gott, was denn anders?“

Eine Stunde nach Alberts Abreis-

ren findet. Sophie auf seinem Tische einen angefangenen Brief Alberts an Bern. Sie stürzt mit dem Briefe zu ihrer Mutter. Ein Signalement in der Casseler Zeitung, der Dame des erstochenen Bern machten die schreckliche Vermuthung zur allerentschiedlichsten Gewißheit: „Der Geliebte ihres Herzens ist ein Mörder!“ Die Mutter, die wie Draco jedes Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung mit dem Tode bestrafen hätte, und mehr die Schande des Verbrechers, als das Verbrechen haßte, erblaßte schon bei dem Gedanken, daß sie ihn für ihren Verwandten ausgegeben, fällt die zerrüttete Phantasie Sophiens mit den schrecklichen gespensterhaften Geschichten von Mördern, deren Kinder und Kindester auf dem Bürgerusse den Mord des Ahnherrn haben büßen müssen, gewaltsam angezogen durch die Liebe, abgestoßen durch das vergossene Blut liegt Sophie acht Tage am Rande des Grabes im zweifelhaften Kampfe, ob ihr Herz oder ihr Kopf siegen werde.

„Oft siegt auch keins von Weiden!“

sagte Schleicher, da ihm die Mutter das erzählte, aus Lessings Nathan.

So war's! denn hundert Mal sagte ihr Vater, wenn er von dem Leben in Italien der Tochter erzählte: „O Deine Mutter hat Recht, Sophie! der stille Gang von der Wiege bis an's Grab, ohne zu wanken, ist viel werth!“ Wie hätte diese Mutter begreifen können, daß Sophie einen Mörder noch liebte! Und wie hätte Sophie gestehen können, daß sie ihn noch liebte?

Da kam endlich Sophie, bleich wie ihre eigene Büste von Gyps.

„Der Herr,“ sagte die Mutter — „hat Aufträge von Dronken an Dich, mein Kind.“

Sophie wendete die ängstlichen Blicke auf Schleicher.

Schleicher zog seinen Brief von Albert hervor, und gab ihn Sophien. Sie sah ihre Mutter an, ob sie ihn nehmen dürfe. Die Mutter schlug fromm die Augen nieder, um weder Nein noch Ja zu sagen, und die Tochter nahm den Brief.

Aber kaum hatte sie die Augen auf die ersten Worte geschlagen, so ging sie mit dem Briefe auf Alberts Zimmer, das sie seit der Gewissheit: Er sey ein Mörder; nur mit Todeschauer gesehen hatte. Sie las:

„Gib dem Horatier, o Du meine heißgeliebte Sophie, alle Tügel Deines Alberts! Sein Auge fülle mit den Schrecken der Unterwelt! Sein Herz mit den Quälen der Furien. Ich stand vor der Braut des ermordeten Jünglings, vor meiner Schwester, und sie wendete das bleiche Gesicht gegen mich — O Sophie, Sophie, Dein Gesicht ist auch bleich! — und sagte: „Mörder!“ Und dieses Wort stürzte mich hinaus in die öde Unendlichkeit, und alle rollenden Welten rauschten mir den Fluch: „Mörder!“ entgegen, und ich verlor mich an den Grenzen der Unendlichkeit, die mich anstieß, und rauchende Ströme von Blut umrauschten mich, und die Seufzer des Eternenden, und das Geheul der Furien, ach!

Sophie! Sophie! auch Deine  
Seufzer.

„Ich verlasse Dich auf ewig, So-  
phie! auf ewig! Meine Schwester be-  
deckte ihren Schmerz mit dem Schleier  
des Klosters. O wo ist ein Schleier, der  
meinen Schmerz bedecken kann. Leb wohl!  
ewig wohl! Der Himmel sendete noch  
einen Engel auf meinen einsamen verlassenen  
Weg, den Mann, der Dir mein Le-  
bewohl in diesem Briefe bringt. Ich habe  
ihm Dein Glück, Dein Leben übergeben.  
Er hat mich vom Selbstmord gerettet. O  
wo ist das Eiland, meine Amanda, wo  
ich, wie Dein glücklicher Alfonso ver-  
gessen werde, was ich verbrach, und was  
ich verlor? O alles, alles, alles habe ich  
vergessen; nur Deine bleiche, Deine kum-  
mervolle Gestalt begleitet mich bis über  
den Gränzstein des Lebens! O nimm den  
Freund an, den ich Dir sende. Er drückte  
meine blutige Hand, und versprach, der  
Beschützer Deines Glücks zu seyn. Er  
wird Wort halten! O lege Dein Haupt  
vertrauend an seine Brust; denn seine

Brust ist rein von aller Schuld! Leb wohl,  
Amanda! Leb wohl, meine Sophie!

Das las sie; und Albert stand ent-  
sündigt, versöhnt mit der Welt, mit den  
Menschen, mit — Gott, vor ihr. Sie  
sprang auf. Da hingen seine Kleider, sie  
drückte seine leeren Arme an ihre Brust,  
sie legte mit einem unendlichen Schmerze  
ihre Hand, ihren Mund zuletzt auf die  
Stelle des Rocks, die sein Herz bedeckt  
hatte.

Sie trat an sein Klavier, und bewegte  
die Tasten mit heißen Thränen. „O,“  
rief sie seinen Rock mit beiden Armen um-  
schließend — „o, mußte uns Blut, Mord  
trennen, Albert? O, können denn nicht  
meine heißesten Thränen das Blut von  
Deiner Hand waschen? Meine Augen  
sollen ja zwei Thränenquellen werden.  
O können Gebete Deine Schuld lösen,  
ich will —“ und hier lag sie schon auf den  
Knieen — „mit den Knieen festwachsen  
auf den Boden. O Du warst unschuldig,  
Albert! Lebten doch Brutus und

Manlius ihre Söhne, und der Vater die Tochter, sie von der Sünde zu retten.“

Hier sprang sie sehr heftig auf. Sie wollte den Fremden fragen, ob nicht Albert unschuldig gewesen.

Schleicher stand in der offenen Thür. Er hatte der Mutter versprochen, Sophien zu trösten.

„Ja, liebe Sophie,“ sagte er — „Alberts Wille war rein, sein Herz war rein. Die Hand nur war schuldig.“

„Ist denn die Hand Albert? Ist denn der Arm das Herz? O!“ sagte sie, dann furchtsam — „sagen Sie mir, hat denn meine Mutter Recht, daß nur der Tod Menschenblut erst abwischt? daß das Blut so lange zu Gott ruft, bis —“ sie erzblaßte und schlug das Auge zu Boden.

„Der Todte ruft nicht um Rache; aber das Gewissen, Sophie! und das ist gut so.“

„Wer soll ihn denn trösten? O wo ist er?“

„Ein Mensch nicht, Sophie! ein Leben voll Tugend und der Glaube an Gott.“

„Menschen nicht? O das ist nicht. Sind wir nicht Gottes Engel? Haben Sie selbst ihn nicht getröstet? Das schreibt er mir ja!“

„Wer weiß, Sophie, ob er nicht wieder schreibt? Fassen Sie sich!“

Da legte Sophie, nicht weil Albert es ihr befohlen, sondern weil Schleicher ihre Hoffnung gab, ihr Haupt vertrauend an seine Brust; „denn diese Brust,“ sagte sie — „ist rein von aller Schuld.“

Schleicher umfaßte sie, und er schwor in diesem Augenblicke, der Schutzengel ihres Lebens, ihrer Tugenden und ihres Glücks zu seyn, und wenn auch ihr Herz Alberten nie vergäße.

Sie fragte nach den nähern Umständen des Duells, um sich zu überzeugen, daß nur seine Hand schuldig war.

Schleicher erzählte ihr, wie Albert den erbitterten Bern hundert Mal

Verßhnung geboten, wie dieser ihn mit Wort und That so lange gereizt, bis Alberts Zorn empört. —

„Zorn?“ rief sie, erblassend — „ach, ich Arme!“

Wie Albert sich nur vertheidigt, ihn nur entwaffnet, ihm wieder Verßhnung bietet, bis Bern in blinder Wuth sich in Alberts Degen rennt.

Er verschwieg ihr, welchen Antheil sie an dem Unheil gehabt hatte.

„O Mutter,“ mit den Worten lief sie zu der Mutter in das Zimmer — „er ist unschuldig. Erzählen Sie, wie das alles gekommen.“

Sachte er erzählte. Die Mutter sagte kopfschüttelnd: „Ich will nicht richten, und Gott ist barmherzig. Aber, sag hie, warum wächst an dem Orte, wo ein Mord begangen ist, nicht Blume, nicht Gras? Warum fällt nicht Thau dahin, noch Regen? Er mußte nicht gehen. Kannst Du sagen: „Er mußte gehen?“ Gott sey ihm gnädig! Er mußte den Degen nicht aufnehmen. Blut will Blut. Und

wer Eisen ergreift, sagte Dein selbiger Vater, der's von Italien her kannte; greift an das Menschenleben."

Sophie warf den ängstlichen Blick auf Schleicher. Der aber sagte nichts. Denn war nicht Böhme in den einfachen Worten der guten Frau? „Ich will nicht rathen!“ hob sie siegend, aber mit einem mitleidigen Blick auf ihre Tochter wieder an — „aber möchten Sie Ihre Tochter einem Manne geben, der ein Menschenleben auf seinem Herzen hat? Laßt es ein Unglück seyn, wie Sophie es nennt; so ist es das höchste Unglück; und wollten Sie Ihre Tochter einem so unglücklichen Menschen geben, der nicht weiß, wie schrecklich er träumen wird?“

Das war für Sophie n gesagt; auch erblaßte sie. Schleicher antwortete nicht. „D!“ fuhr die Mutter sanft weinend fort — „das Unglück steckt an. Denn Sophie, die sonst so fleißig war, ist lässig geworden. Ihr geräth nichts mehr; das Glück ist schon von uns gewichen.“

Sophie weinte, und trat an ihren Arbeitstisch.

„Eben darum,“ fiel Schleicher ein — „sendet der unglückliche Mann Sophien diese beträchtliche Summe.“ Er holte sein Papier hervor.

„Sophie,“ rief die Mutter mit Abscheu — „arbeite nur ein wenig, und wenn's nur die Hälfte ist. Nimm nichts von seiner Hand. Wir wollen uns behelfen, und müßte ich, das erste Mal in meinem Leben, etwas versehen.“ Das letzte Wort sprach sie mit bangem Zittern aus.

„Mutter,“ rief Sophie, laut schreiend — „ich will arbeiten! Nein, ich nehme es nicht.“

Schleicher hielt sein Herz und seine Augen fest bei dieser rührenden Szene. Er nannte die Summe. Die Mutter erstarrte vor der Größe; aber sie schob die Hand Schleichers mit den Worten zurück: „Ich liebe ihn wie meinen Sohn. Das Herz bricht mir, daß es so ist. Sophie liebt ihn auch und — aber nein,

er soll keinen Theil an uns haben. Nicht wahr, Sophie!"

Sie schaute ihrer Mutter ängstlich in's Auge. „Er nicht an uns, liebe Mutter; aber wir an ihm, ich an ihm, so lange dieses Auge Thränen hat, das darf ich; Nicht wahr, mein Herr? Ich darf an ihn denken, ihn mitleidig lieben, für ihn beten, nicht mehr für mich, allein für ihn.“

„Das darfst Du, gute Seele!“ rief Schleicher heftig — „und hört der Himmel Dein Gebet nicht, so wird keines auf Erden erhört. Wir wollen es mit dem Gelde noch überlegen.“

Mutter und Tochter schüttelten den Kopf. Schleicher steckte den Zettel ein; er rechnete auf der Mutter Liebe zur Ordnung, auf Sophiens Liebe zu Albert.

Vergebens; obgleich Sophie nicht arbeitete. Die Mutter beschränkte ruhig den Haushalt, er mochte von dem Papier so viel reden, als er wollte. Er rechnete der Mutter die Summe vor, was sie damit anschaffen könnte, für Sophiens

Außsteuer, woran die Mutter jedes Mal mit unendlicher Angst dachte. Aber war von Alberts Papier die Rede, so sagte sie ruhig: „Sie bringt ihrem Manne ihre Kunst mit. Es ist Gottes Wille so!“ Er stellte Sophien vor, wie sorgenlos ihrer Mutter Alter durch die Summen werden würde. Sogleich setzte sich die Tochter an den Tisch, und arbeitete mit der allerhöchsten Anstrengung.

Schleicher hatte sich in Alberts Zimmer einlogirt; denn ihm hatte Albert Sophiens Leben und Glück anvertraut. Das erkannte Sophie nur; denn es war ein geheimes Band zwischen ihr und Albert. Das mußte die Mutter anerkennen, obgleich Beide nicht wußten, was es bedeuten sollte.

Da Schleicher jeden Augenblick von dem Gelde anfang, so sagte endlich Sophie mit einer Art von heftiger Freude: „Wir wollen es nehmen.“ Schleicher gab es. „Es ist doch nun unser?“ fragte Sophie — „wir können damit machen, was wir wollen?“

Schlei-

Schleicher nahm das Zernichten des Papiers aus. Den dritten Tag las Schleicher in der Zeitung: „Eine Summe von viertausend Thalern sind für die Armen abgegeben, um für einen Unglücklichen um Trost zu beten!“

Er stürzte hinüber: „O Sophie!“ rief er — „den Armen geben Sie es!“

„Woher wissen Sie es denn? Wir haben es so heimlich gethan. Sehen Sie, nun beten Hunderte mit mir und meiner Mutter für den armen, ach so unglücklichen Albert zu Gott!“

„O Sophie!“ rief Schleicher, außer sich — „sey Du der Schutzgeist meiner Tugenden. Welcher Sterbliche könnte Dir sich gleich glauben.“

Sophie arbeitete mit bitterm Fleiß; sie benetzte jedes Gesicht, das sie mahlte, mit Thränen. Die Mutter hatte Recht. Nichts ging ihr von der Hand; nichts gerieth ihr mehr.

„Nein! nein!“ sagte sie oft, wenn sie allein war — „ich kann nicht mehr! Weis-



ne Arme erschaffen, mein Auge erblindet  
unter der Arbeit und den Thränen."

Da sie wiederum: „Nein, es ist nicht  
möglich! ich kann nicht mehr!“ in der tiefs-  
ten Betrübniß ausrief: so sagte Schlei-  
cher ernst, ihre Handschrift des achten  
Gesangs des Oberons aufschlagend —  
„Du kannst nicht mehr? So höre!“ Er  
las:

Die Tugol seh'n — mit heiterm Angesicht,  
Auf dem die Sorgen nur wie leichte Wölfechen  
schweben,

Die Königstochter gern sich jeder niedern Pflicht  
Der kleinen Wirthschaft untergeben,

Da sprang Sophie auf, kniete vor  
der Wachsmaske ihres Vaters, und betete.  
Dann kam sie langsam wieder, sagte lä-  
chelnd: „D lesen Sie doch weiter. Es  
kommt noch beschämender für mich.“

Schleicher hatte kaum die Stärke,  
zu lesen.

Dann reichte sie ihm mit muthigem  
Blick die Hand und rief auf einmal innig:  
„D Schutzgeist meiner Tugenden, den  
Albert mir gegeben, verlaß mich nicht.“

„Ewig nicht!“ sagte Schleicher und verließ voll hoher Seligkeit das Zimmer.

Sie arbeitete recht fleißig; aber dennoch wollte ihr die Arbeit nicht gerathen. „Wir fehlt das innere Auge, wie es mein Vater nannte. Die Flamme in der Seele! Ach, Albert hat mir alles, alles mitgenommen. Ich kann ja bei jedem Gesichtchen an nichts, als an seine Züge denken, die jetzt von Verzweiflung und heißen Thränen als meine verpüllt sind.“

„Wir träumt von nichts als Unglück, Herr Schleicher!“ sagte die Mutter, und sie hatte Recht. Der Weihnachtskaufmann starb. Ein anderer war nicht sogleich aufzutreiben. Die Mutter stand an der Gränze der bürgerlichen Ehre, des Besehens.

Den Kummervollen verläßt der Muth zur Arbeit. Das fühlte Sophie schmerzlich. „O wer, wer kann uns helfen?“ rief sie weinend.

Hestig trat Schleicher zu ihr. „Hat nicht Albert mir Dein Leben, Deine Ruhe übergeben? Ich kann helfen,

wenn Du folgen willst, Sophie. Ein  
Güthen ist mein! wie Amandens Para-  
dies schön. Ein Feld, das uns alle drei  
reichlich nähren wird, Sophie, ein  
Haus, das kein Pallast ist, aber in dem  
der Frieden wohnt; ein Himmel, ein Dach  
so rein wie Dein Auge, und eine Aussicht  
wie in die schöne Zukunft.

„Aber Alberts Klavier nehmen wir  
mit,“ sagte Sophie eilig — „seine  
Bücher.“

„Alles von ihm, Sophie, seine  
Kleider sogar, und das zärtlichste Andenken  
an ihn.“

Sophie dachte an nichts; denn ihres  
Vaters, edler, großmüthiger Geist ruhte  
auf ihr. Sie hätte für den Schutzengel,  
den ihr Albert gegeben, dasselbe gethan.  
Sie willigte mit Freuden ein. Aber die  
Mutter, die von Kassel nicht mehr  
kannte, als die Kirche und den sonntäg-  
lichen Spaziergang, und es dennoch für  
den einzigen Ort hielt, wo ein Mensch  
wohnen könnte, war schwer zu bewegen.

„Ihre Eltern, Herr Schleicher? —“

„Sind todt.“

„Ihre Geschwister?“

„Ich habe keine Verwandte.“

„Und wenn Sie heirathen?“

„Ich heirathe nicht.“

„Wer kann das sagen?“

„Ich! ich, dem Sophiens Glück und Leben anvertraut ist.“

„Zeit bringt Rosen, wenn aber —“

„So müßte es Sophie seyn.“

Sophie lächelte über Schleichers Art, seine Meinung durchzusetzen.

Die Mutter überlegte, daß sie auf eine andere Weise der Verachtung der Armuth nicht entrinnen könnte, und nach zehntausend Aber und Wenn gab sie mit Thränen und Seufzern endlich ihre Einwilligung.

Ihre Habseligkeiten, die sie für unschätzbar gehalten, wurden um einen Spottpreis verkauft; denn Schleicher hatte alles eben so gut in Werneberg. Sophie packte Alberts Kiste vorstarrig ein, Schleicher ihre. Der Wagen

fuhr vor. Ein Wagen vor ihrer Thür, das half der Mutter mit einer kleinen Eitelkeit über den schweren Moment des Scheidens von Kassel, und nach drei Tagen, in denen die Mutter bis ans Ende der Welt glaube gekommen zu seyn, hielt der Wagen vor Schleichers Hause.

„Wer wohnt denn alles in dem Hause?“ fragte die Mutter.

„Wir allein, liebste Mutter.“ Sophie nahm Alberts Büste weinend an ihre Brust, und folgte Schleichern, der die Mutter in's Haus führte. Alberts Klavier und seine Sachen standen schon im Zimmer. Sophiens Büste trug Schleicher auf sein Zimmer oben im Hause. Zwei Mägde kamen und zwei Knechte. Schleicher stellte Madame Waldur ihnen als ihre Herrschaft vor. Das Mütterchen lächelte und fand nun alles recht hübsch, fast so hübsch als Kassel.

Schleicher nahm nun Sophiens Arm, führte sie durch den Garten in die Höhe, vor die untergehende Sonne, und

die weite Gegend. „Ach,“ sagte sie seufzend — „wo, o wo mag er seyn, lieber Herr Schleicher?“

„In Gottes und Deiner Gebete Obhut!“

Die Mutter war indeß Haus und Keller, Scheune und Ställe durchgegangen, hatte den Oberknecht über die Güte und das Einkommen der Güter abgehört, und da sie überlegt hatte, mit welchen Blicken voll Liebe Schleicher ihre Sophie betrachtete; so setzte sie sich mit dem schönen Wohlgefühl eines reichern, bürgerlichen, geehrten Lebens, das sich vor ihr aufthat, in einen Armsessel, und träumte eben so selig, wie Sophie mit Schleichern von der reichern Welt der schönen Natur.

Schleicher redete mit Sophien nicht ein Wort von dem einfachen Plane seines Lebens; aber er zeigte ihr, daß Arbeit das fortdauernde Glück des Lebens ausmache.

Nach dem Frühstück ging er — es war Frühling — zu seinen Pflügern und

Säern auf's Feld, besuchte die Arbeiter im Garten, seine Ställe, ordnete an und gegen Abend lehrte er zu Sophien, zu ihrer Guitarre, zu Alberts Klavierre, zu seinen Büchern zurück.

Blöß der Neuheit wegen hatte nach drei Tagen schon Sophie ihren Strohhut auf der Stirn, ihn zu begleiten. Er zeigte ihr unterwegs die Felder, die ihm, die den Bauern gehörten. Er rief allen Arbeitern sein freundiges: „Gott heil!“ zu, redete mit allen, mit Sophien von der weiblichen Wirthschaft des Hauses, und Sophie schrieb sich das in's Gedächtniß. Nach vierzehn Tagen waren ihre Kleider um eine Hand breit kürzer. Ihre Handschrift vom Oberon — denn Wernberg schien ihr das Thal, wo Amanada, der Greis und Hiron lebten — half ihr viel. Sie that, was die Königstochter von Bagdad that. Sie wartete des kleinen Heerds, und wie glücklich war sie, da eines Morgens Schleicher Sophien begegnete mit zwei Eimern Wasser, die sie geholt hatte, und

er ihr ein Paar Verse aus ihrer Handschrift sagte, und mit Augen, aus denen die Liebe und das Vergnügen leuchteten. Auch was sie nie gekannt, viel minder je gethan, Wie schnell ergreift sie es! Wie steht ihr alles an! Ein magisches dichterisches Licht umglänzte ihre Arbeit, und erhob sie zu den edelsten Handlungen.

Aber Schleicher war ihr doch nichts, als der edle heilige Greis Amandens und ihr frommer Schutzengel. Sie stand noch jeden Morgen, jeden Abend vor Alberts Hüfte, und denkt an ihn, und weint um ihn.

Aber hätte auch ihre Mutter ihr nicht darauf geholfen, sie hätte dennoch von selbst gesehen, daß Schleicher sie liebte. Wenn sie am Abend vor der Thür unter der großen Linde an dem kleinen Tische saßen, so war's ja, als hätte Wieland sie sitzen gesehen. Sie erröthete, sie schlug furchtsam und beschämt die Augen nieder; denn ihr fiel die Stange Wort für Wort ein:

Denn ruht, mit stillem, liebevollem,  
Entzückten Blick, der junge Mann auf ihr,  
Und seine Seele schmilzt, und saße Thränen rollen,  
Die dunkle Wang' herab. Tief schweiget die Le-  
gier!

Sie ist ein überirdisch Wesen,  
Das ihm zum Trost erscheint —

Aber Schleicher zähmt die Blicke,  
wenn er merkt, daß sie erröthen muß.  
Er ist ja glücklich genug, daß er sie lieben  
darf, und sie, sie ist betrübt, daß sie einen  
andern mehr liebt, als ihn. Sie geht  
traurig vor Alberts Büste den Abend  
vorüber, und wirft nur Einen verstohlenen  
Blick auf die schöne Büste. Aber nun  
thut sie auch, was sie kann, was sie weiß,  
das Schleicher erfreuen wird. Sie  
hat den Mägden die Künste des Landhaus-  
halts abgesehen. Sie hat das Geschäft  
der Milchammer, des Hühnerhofes, des  
Gartens, und stolzet, daß sie sie verdient,  
tritt sie jetzt den Huldigungen Schlei-  
chers entgegen.

Der Herbst ist da, der Erndtekranz ist  
gebracht. Schleicher und Sophie  
haben das Obst von den Bäumen geerntet;

o mit welchem Vergnügen reicht er ihr die Koebe von der Leiter zurück. Mit welcher Freude sammelt sie das Gefallene? Die Arbeit hat aufgehört, und nun bringt er Sophien ihr Zeichenbuch, ihr Wachs, ihren Thon, ihre Griffel, und bietet sich ihr lächelnd zum Schüler an. Nun sitzen sie Beide, am Klaviere und ihre Gitarre im Arm sie, und sie vereinigen die Instrumente und ihre Stimmen, und das Spinnrad der fleißigen, lächelnden Mutter schnurrt nicht übertäuschend dazwischen. Sie lächelt freundlich; denn sie sieht, wie der ehrbare, freundliche Gott der Ehe, den Amor haßte sie, obwohl sie geliebt hatte, und zwar, was sie noch immer nicht begreifen konnte, einen Ausländer — wie Hymen, während sie an dem Brautgarn ihrer Tochter spann, dort das fromme Band der Ehe mit Gesang um die Herzen der beiden jungen Leute webte.

Sie trieb ihr Töchterchen wohl ein wenig; aber doch nur ein wenig. Denn, so bürgerlich sie war, so verstand sie sich doch auf die Blicke Schleichers, auf seine

Seufzer, auf seine Unruhe, wenn Sophie zu lange in der Küche oder im Keller säumte; und die kleine Haushaltung ging gerade so, wie Schleicher wünschte. Die Mutter war an eine sparsame Haushaltung gewöhnt. Sie hatte wohl zuweilen Wünsche nach irgend einem Prachtgeräth. Sie bezüchtigte in's Geheim wohl Schleichern des Geizes; aber was konnte sie fodern? Sie liebte ihn ja.

„Sophie — o die! —“ Sie sagte jetzt oft mit ein wenig trunkenen Augen den ganzen Gesang aus Oberon her, versteht sich, wenn sie allein war, und wendete, ohne daß sie es gewahr wurde, fast alles auf Schleichern an. Heute diese Stanze, morgen jene. Mit dieser kann sie noch nicht zurecht kommen; aber laßt sie nur! sie findet einen Ausweg, und sogar Alberts Büste hilft dazu. Denn hat er sie nicht Schleichern übergeben? Ihr Leben, ihr Glück, ihre Tugenden?  
Und nun saß Schleicher den ganzen

Oktobor, den ganzen November neben ihr, und las ihr vor, und ließ sich von ihr aus dem Tasso vorlesen; und in dem Tasso — sie hatte ihn sonst ohne Anstoß gelesen — kamen tausend Stellen vor, die sie nur mit warmen Wangen, pochendem Herzen und stockender Stimme vorlesen konnte. Noch schlimmer ging's ihr bei dem Gesang des Oberons. Sie hatte den Gesang gelesen vom Anfang bis zu Ende, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen. Auch las sie ihn noch. Aber um Weihnachten, da er ihr mit Lachen einen erleuchteten Christbaum schenkte, und ein Kleid, und tausend andere Dinge, und eine sehr schöne Harfe, und nun auf einmal mitten im Lachen in Thränen ausbrach, die er nicht stillen konnte; von diesem Tage an stieß Sophie bei der neun und sechszigsten Stänze an, und kam auf wunderbare Gedanken. Sie stieß immer mehr an; — denn sie hatte den Muth, sich selbst zu überwinden! Aber das half nicht. Sie stieß zuletzt bei jeder Zeile an; und da Wünsche, und Erdröthen, und Träume,

und das schlagende Herz ihr hundert Mal sagten: „Sie sey schuldig!“ so legte sie die Handschrift über die Seite, und hier möchte ich die achtzigste Stanze des großen Dichters herlesen. Aber blickt hin und schaut. Sophie sitzt da in süßen Thränen, und in ihrem Herzen läpelt eine Stimme: „Er kommt und sieht das holde Weib mit einem Liebesgotte an ihrer Brust!“ — Blickt hin und schaut — der heilige Vorhang fällt!

Im Februar fiel sein Geburtstag. Sophie sann sich zu Tode, was sie ihm schenken könnte, was aber keine Bedeutung hätte. Und er hatte ihr doch mit so vieler Bedeutung gesagt, sein Geburtstag sey den und den! Sie nahm, um recht sicher zu gehen, ihre Mutter in Rath. Die rieth — denn die hatte auf den Tag gerechnet — was Sophie nicht geben konnte.

Am Morgen des Tages stand die Schuldige vor ihm, mit tiefen niedergeschlagenen Augen — denn sie hatte nichts, gar nichts, als ein Herz voll Liebe — und

wünschte ihm mit geproßter Stimme Glück.

„Ich wußte gar nichts,“ sagte sie leise —

„was ich Ihnen geben konnte.“

„Gar nichts, Sophie? Nun, so gib mir Dich selbst, liebe Sophie! Laß den Tag nicht vorübergehen, der mir das Leben gab. Gib mir ein besseres, das schönste Leben! Gib mir Dein Herz!“

Da — ach da konnte sie ihm nichts geben, als Thränen, nicht einmal einen Blick, nicht einmal einen Händedruck.

Er umfaßte sie, er drückte sie an sein Herz. „Sieh, du Herr des Himmels und der Erde,“ sagt er — „sieh auf uns. Ich will sie glücklich machen. Gib Deinen Segen dazu!“ Da erst, da ein höheres Wesen, das höchste, Gott, den Augenblick heiligte, hatte Sophie den Muth, die thränenvollen Augen aufzuschlagen, und leise zu sagen: „Gott helfe uns!“

Sie waren verlobt. Die Mutter kam aus ihrem Schlafzimmer. „Nun?“ fragte sie lächelnd — „was hat Ihnen Sophie geschenkt?“

Da kniete Sophie vor der Mutter und gestand ihr alles, wie sie schon lange, ach wie heimlich! Schleichern geliebt, und wie sie geglaubt, Alberten Unrecht zu thun, und wie sie nun selig sey wie ein Engel des Himmels.

Die Mutter zerfloß in Liebe in den Armen ihrer Tochter; aber nun sprach sie auch wie eine Frau, und wie eine Mutter zum ersten Mal im weiblichen Triumph das Wort: Herr Sohn! aus und wuchs zum zweiten Mal mit stärkern Wurzeln in's Leben ein. Denn sie dachte an den letzten Theil des Gesanges von Oberon. Sophie nicht mehr.

Die Hochzeit war in vierzehn Tagen, obwohl die Mutter erst das Brautgarn spinnen wollte und das Wort: Herr Sohn! als Zauberspruch gebrauchte, und im November hatte Sophie glücklich das Ende des achten Gesangs erreicht. Schleicher kommt und sieht das holde Weib mit einem Liebesgotte an ihrer Brust!

Drei selige Menschen umfaßte das Haus;

Haus; in Sophiens Herzen lag eine neue Welt voll unendlicher Liebe. Die Mutter richtete sich hoch empor; denn sie hatte einen Enkel. Schleicher, mitten in dem Stürme der Vaterseligkeit — es war ihm aus seinem gelehrten Stande geblieben — machte den Erziehungsplan, und schwor, seine Hand auf das gedankenlose Haupt seines Sohnes gelegt, ihn auszuführen.

„Ich habe gar nicht den Plan,“ sagte er nachdenkend, im Garten auf und abgehend — „ihn zu einem großen, oder reichen, oder hochgelehrten, oder weitberühmten Mann zu machen. Er soll weder ein System erfinden, die jetzt in Deutschland wie Mäuse ausgeheckt werden, noch Prinzipal-Minister oder ein Prinz Eugen werden, sondern ist es Gottes Wille, mein Erbe und Nachfolger hier in Werneberg. Er soll ein Mann werden, ein ganzer Mann; ein Mensch, ein ganzer Mensch, der zuschlägt und zurücktritt, wo Beides hilft. Er soll nicht heulen, wenn ihn das Schicksal

I. Bändch.

hart angreift, und kein Narr werde,  
wenn ihn der Zufall in die Höhe trägt.  
Er soll sich nicht schämen, ein Sackträger  
zu seyn, wenn es seyn muß; aber schämen  
soll er sich vor jeder niedrigen Gesinnung.  
Schleicher wird er heißen, ich wollte,  
ich könnte ihm einen andern Namen ge-  
ben, als diesen Ziegerlagen, Kröten  
und Schlangen Namen; aber schleichen  
soll er nicht, so wenig als kriechen. Ste-  
hen, aufreten wie ein Mann soll er!

Das sagte er so laut, daß es seine  
Nachbarn hören konnten. „Ich wollte,“  
setzte er leiser hinzu — „daß er heute sei-  
ne ersten Hosen anhäte, statt der ersten  
Windeln.“

„Ich wollte es auch, Schleicher!“  
sagte ich — „denn so wüßte der Leser  
schon, daß Dein Sohn in der Taufe den  
Namen: Marcell erhielt, von dem rö-  
mischen Marcellus, weil er wie ein  
Löwe gegen Hannibal kämpfte, ohne  
zu wanken, und weil er, was ihm So-  
phie höher als alle Siege anrechnete,  
weil er über das unglückliche Syrakus

menschliche, aufrichtige Thränen vergoß.  
Der Leser wußte schon, daß er vier Jahre nach seiner Geburt an dem Taustage seiner Schwester Sophie — denn Du wußtest keinen theuern Namen, als diesen, und ich auch nicht, für Deine Tochter, als den Namen ihrer Mutter — seine ersten Hosen weinend anlegte, und ich und Du, Schleiher, wären über die vier ersten Jahre weg, wie wir denn nun auch wirklich sind, und der Leser wußte, daß Marcell und Sophie die beiden Geschwister sind, wovon in diesem Buche die Rede ist, wie er's nun auch weiß.

Da nun ein Mann jedes Mal seinen Plan mit Hige macht, ihn nicht verschweigen kann, und ihn dann wieder aufgiebt, eine Frau jeden Plan verschweigt, und ihn nie wieder aufsaßt, so redete Schleiher von seinem Erziehungsplane so viel, stellte die Pyramide seiner Erziehung so auf die Spitze, daß die Großmutter die Hände zusammenschlug, und mit dem Herrn Sohn, den sie fast für toll erklärte, an zu disputiren fing. Da sie



aber damit gar nichts gewau, weil sie vor lauter Herzensgüte das Disputiren nicht verstand, so machte sie einen Plan dagegen, ihren Enkel recht unterwürfig unter die Sitten und Gebräuche und unter alle Abtrennungen der Stände zu machen, die sichtlich von Gott herrührten, weil sie da waren, meinte sie. Sie verschwieg ihren Plan aber, und sie hätte ihn sicher ausgeführt, wenn nicht die Natur eben, da das Leben dem kleinen Marzell die ersten Hosen gab, wenn nicht die Natur der alten, braven Frau die letzten Windeln des Lebens, den Sarg gegeben hätte.

Ihr Schwiegersohn hätte für ihr Leben seinen Plan hingegeben, so unbeschreiblich lieb hatte er sie. Ihre Büste wurde feierlich unter dem Spiegel aufgestellt, und so lange Blumen aufzutreiben waren, erhielt die Büste täglich ein Opfer von Blumen, wie der Schutzgeist des Hauses.

Es war Schleichers Ernst mit seinem Erziehungs-Systeme. Er arbeitete

daran, um kein Aufsehen oder Geld damit zu machen; er wollte ganz einfach ein System für seinen Sohn hervorschaffen. Er griff die Sache mit einem Trallala! an, weil es ihm unendlich leicht schien. Der Marmorblock, aus dem er seinen Apollon schnitzen wollte, war weiß, glänzend, ohne Adern, ohne falsche Stellen. Er durfte nur den Meißel und den Hammer nehmen, und anfangen.

Die Nebenumstände waren so schön, das gestand er selbst. Sophie war so an ein einsames Leben gewöhnt, daß er seinen Telemach so gut wie auf einer wüsten Insel hatte. Sie war so frugal erzogen, hatte so wenig Wünsche, so wenig Bedürfnisse, daß er bis zur strengsten spartanischen Zucht nur einen kleinen Schritt zu thun hatte. Krates würde in Schlechers Hause nichts zu tadeln gefunden haben. Die Mutter konnte den Knaben so wenig als ihre Tochter eitel machen; denn wahrhaftig, Sophie wußte nicht einmal, daß sie schön war. Wie hätte sie's auch erfahren sollen? Albert so

Wohl als Schleicher sagte ihr, daß sie  
 um ihrer Demuth, um ihrer Frömmig-  
 keit willen liebten. Der Weihnachtskauf-  
 mann lobte ihre Phlegmestücker, ihr  
 nicht, denn er konnte es nicht verkaufen.  
 Sie ging in Kassel nach Welfer Sit-  
 tel hinter einem Schleicher, den sie so  
 ernst und ohne ihn zu lästen, trug, wie  
 die vernfte Zukunft den ihrigen. Um  
 We rne Berg war kein Mensch, der  
 Schleicher's Umgang gesucht hätte,  
 und der Prediger im Dorf war ein alter  
 Mann, der die Offenbarung studirte,  
 sonst nichts. Dagegen hätte Sophie tausend Zu-  
 genden, und nicht einen Fehler. Nach  
 weltlichem Ueberlegen sagte das Schlei-  
 cher selbst, und schwor dazu.  
 Sie hatte zwar nur fünf Bücher gele-  
 sen, und noch fünf andere von ihm selbst  
 vorlesen hören; aber die fünf gebrauchte  
 sie, wie unsre Alten die Bibel, zu allem;  
 das Böse abzuwehren, das Gute zu be-  
 stärken. Das kam eben daher, weil es  
 nur fünf waren. Sie wußte jede gute





System fest, seine Kinder sollten alle irgend eine Kunst, oder ein Handwerk verstehen, wodurch sie im Fall der Noth ihr Brodt verdienen könnten.

Er ging also mit leichtem Herzen und frohem Muthe an sein System; aber sogleich bei der ersten Frage: „Was will ich aus dem Marcell machen!“ stockte er. „Einen Menschen!“ Aber der Mensch, wenn er ihn nicht auf den Bürger impfte, oder umgekehrt, paßte nirgends hin.

Er meinte es ehrlich, sonst hätte er hier gerade eine der schönsten Abhandlungen schreiben können.

Der Römer war ein Römer, der Athener ein Athener, das sah er; aber Menschen in seinem Sinne waren es nicht. Er mochte seine Blicke nun in seinem Systeme hinschlagen, wohin er wollte, so stieß er überall auf ähnliche Schwierigkeiten. Die ganze Gelehrsamkeit, mit ihren beiden Krücken, den alten Sprachen, verdamnte er heute; morgen fand er sie nothwendig.

Die Naturwissenschaft hielt er für das Höchste. Er studirte mit vielem Fleiße Lametherie über die Erde; aber sein: *il y a une raison quelconque!* brachte ihn zur Verzweiflung. Denn er wollte dem Knaben alles zeigen; wie zwei Mal zwei ist vier, und das war nirgend zu thun.

Er gab hundert solcher Fragen auf, und ging dahin, wo fester Grund war, in die Moral; aber da er ihn untersuchte, war er eben so höhl, als das Gebiet der Spekulation, und an manchen Orten schlugen Flammen hervor. Die Wahrheiten schrumpften zusammen; die Tugenden fielen zuletzt in Eine, wenn er sie untersuchte, und das Glück gar bestand mehr im Entbehren als Genießen.

Nahm er zu Sophien seine Zuflucht, so hörchte sie wie eine gelehrige Schülerin auf seine Auseinandersetzungen; aber sie zog doch der kleinen Sophie Strümpfe unvermerkt straffer, und mitten in seinem begeisterten Vortrage hob sie wohl auf einmal singend an: *l'Azurro mare, e l'orizzonte azurro* —

„Es ist gut, Sovvie, daß Du doch  
Einen Fehler der Weiber hast, den,  
nicht zuzuhören.“

Den hatte sie, das ist wahr.

„Deines Sohnes Glück hängt von  
dieser Unterredung ab,“ fuhr er forts

Die Mutter konnte zuhören. „Ach,  
lieber Schleicher,“ sagte sie — „wenn  
man das Leben so berechnen will nach  
Breite und Länge. Sieh, schlechte Zeit-  
Genmeister machen Kreise, Quadrate,  
wo hinein sie Kopf und Körper zeichnen.  
Ich thue das Auge zu, denke mit Liebe  
an das, was ich zeichnen will, und es ge-  
rath. Es ist viel, was nicht passen will.  
Der Apoll von Bellvedere paßt nicht un-  
ter die Kopfsängen, und er ist dennoch ein  
Gott! Beispiele und Liebe thun es bei  
der Kunst; ich glaube bei der Erziehung  
auch.“ Und nach dieser Entscheidung  
stand sie auf, um ihr Kind an den  
Schlaf zu fangen.

Schleicher fand am Ende nichts  
Besseres, als was seine Frau gesagt hatte,

und Vespere und Liebe hatten längst den  
fünfjährigen Knaben erzogen.

Wenn er den Knaben auf einer Unre-  
gelmäßigkeit ertappte, die nicht hatte er-  
scheinen sollen, so griff er wieder zu seinem  
Systeme; aber er mußte zuletzt sagen, was  
Lametherie: „il y a une raison quelcon-  
que sans doute!“ Und Sophie konnte  
sogar mancher solcher Ursachen errathen.

„Kann die Tugend gelehrt werden?“  
fragte er Sophien, und setzte ausein-  
ander, was er damit meinte.

„Die Tugend selbst wohl nicht; aber  
wohl der Anstand der Tugend.“

„Teufel!“ rief er.

„Der etwas werth ist,“ fuhr sie fort.  
„Auch der Schein der Tugend.“

„O alle Teufel!“ rief er, und dachte  
an seinen Namen.

Er wollte die Tugend ausgeprägt ha-  
ben, wie Schaustücke, nicht wie abgegrif-  
fene Scheidemünze.

„Die auch gut ist für Handel und  
Wandel!“ sagte sie.

Er wollte sie ausgemünzt haben mit Bild und Schrift, wie Kato der Jüngere sie münzte.

Er las ihr Kato's edles Leben und seinen Heldenob vor. Ihr standen Thränen in den klaren Augen. „Ich wollte, die Tugend könnte gelehrt werden!“ setzte sie, an ihren Sohn denkend, andächtig hinzu.

„Und müßte er so auch sterben?“ fragte er.

„Und müßte er, o Gott! und müßte er so sterben!“ rief sie, beide Arme gen Himmel streckend.

Da nahm er sie an seine Brust, und sagte fröhlich: „Ich glaube, die Tugend kann vererbt werden, und Du bist seine Mutter, meine Sophie!“

„Durch Beispiele denk ich“

„Wie Handgriffe?“ fragte er, den Kopf schüttelnd. „O ja —“ rief er, bitter lächelnd. „Ich danke Gott,“ sagte er, dann die Mütze abnehmend und sie zwischen seinen Händen fassend — „daß wir sterblich sind, daß das Grab unsere Seele

auf ein anderes Seyn zieht. Was hätten wir denn sonst? Das Leben ist ein unterirdisches Labyrinth, aus dem kein anderer Weg führt, als das Grab.“

„Und das die Liebe erleuchtet. Ist denn nicht Liebe die Tugend, liebster Schleicher?“

„Und was ist das Glück?“

„Auch die Liebe.“

„Und was die Hoffnung?“

„Die Liebe auch. Und Gott ist die Liebe. Und so soll's mit Gott nicht fehlen!“ Und da nahm sie ihren Marzell, der mit freudfunkelnden Blicken in's Zimmer stürzte und erzählte, er habe einem armen Bettelknaben seine neue Weihnachtsmütze geschenkt, und wie der sich so gefreut, auch seinen Harzgulden dazu! Sie nahm ihn auf den Arm, ging mit ihm in's Nebenzimmer, warf sich mit ihm auf die Knie, und Schleicher, der das sah, rief laut: „Herr, es giebt eine Tugend und eine Hoffnung! Sie wohnt in der Menschen Herzen. Sie ist deine barmherzige, gnädige Gabe! Und darum

können wir sie nicht lehren.“ Er warf seine Aufsätze: Ob die Tugend könne gelehrt werden; in's Feuer, seine pädagogischen Aufsätze dazu, und ließ seine Sophie, und die Zeit, und das Beispiel — „Und warum nicht auch Gott?“ rief er — — machen!

Er that wohl daran.

Sein Plan führte sich ganz von selbst aus, ohne daß er Hand anlegen durfte.

Sophie war so einfach erzogen, kannte so wenig Bedürfnisse; und da sie kein Haus in der Nähe hatte, dessen Nachahmung sie hätte eitel machen können, so lernte sie auch keine neuen Bedürfnisse kennen. Ihr Anzug war in fünf Minuten für den ganzen Tag gemacht. Ein Gericht nur stand auf dem Tische. Unter Arbeit, Musik, Gesang und Geplauder zwischen Vorlesen verging Jahr an Jahr. Und dieses einfache, sehr bürgerliche Leben stand für Sophie in im heiligen Schimmer der Dichtkunst. Sie war Amanda, die Königs-Tochter, und Schleicher Hün. Ihr Haus gegen

der Königtöchter hätte ein Pallast. Sie hatte tausendfach, was Amanda erlernen mußte, und sie war glücklich wie Amanda.

Die Erziehung ihrer Kinder trieb Sophie gerade wie die Natur die ihre Lehrerin ist, und die des Säuglings Sinne alle auf einmal in die Schule nimmt; sie lehrte sie alles auf einmal, wie es die Gelegenheit gab, lesen, schreiben, zeichnen, Bilderei treiben, singen. Sie erzählte aus dem *Vivius*, aus *Homér*, aus *Tasso*, aus *Oberon*, wie es Noth that, und da sie von ihrem wenigen Schriftstellern ergriffen war, ergriff sie auch ihre Kinder. Sie nahm, wenn sie selbst gerühet war, von dem, was sie erzählte, und von der Nührung ihres *Marcell's*, die Guitarre und schaute ihren Sohn mit den schwarzen, offenen Prophetenaugen an, griff in die Saiten, und machte aus der Begebenheit, die sie halb erzählt hatte, ein Lied, das oft, ohne daß sie selbst davon wußte, sich in einen schönen Rhythmus schmiegte. Die *Thue-*

gaben ihr die Worte; die Worte brachten Töne hervor, die Begeisterung stieg, und sie endigte zuweilen sogar in Reimen.

Aber diese Töne, diese Worte, und der Anblick der begeisterten Mutter, und die stolze, römische Erzählung befeelte wie der Flammenhauch des Schöpfers des Kindes ganzes inneres Wesen.

Wenn der Knabe dem Vater von diesen Römern erzählte, begeistert, in Ausdrücken, die Flammen waren, mit Thränen in den Augen, mit der jugendlichen, pochenden Brust; so fragte der Vater erstaunt: „Wer hat Dir's erzählt, Wackerer?“

„Die Mutter hat mir's vorgesungen. Es klang Himmel und Erde mit, und in meiner Brust klang's auch. Dann sah der Vater, warum Chiron Achilles Heldenseele mit der Leier gebildet hatte, und warum Polybius einen solchen Werth auf Musik und Dichtkunst für die Bildung des Tugendhaften legte.

„Und Du machst Verse, Sophie?“ fragte er.

„Sch,

„Ich, Berse?“

„Marzell —“

„Ach, sind's Berse, nun so weiß ich, was den Dichter macht, die Liebe, wieder die Liebe, wie den Künstler.“

Gerade wie ihr Vater ihr, so legte sie ihren beiden Kindern die Guitarre in den Arm, zeigte ihnen die Akkorde, die sie sangen, und die Liebe und das Bedürfniß that wiederum alles; denn die Kinder lernten nicht, um mit dem Talent zu glänzen. Sie wollten, wie sie als kleine Kinder die Worte ihrer Mutter nachsahen, auch ihre kleinen Balladen nachsahen; denn sie waren ihr Bedürfniß.

Marzell hatte etwas von seinem Vater; darüber klagte die Mutter, und darum liebte sie ihn unendlich. Er wollte wissen, warum Tertie and Quince mit klangen und die andern nicht. Die kleine Sophie hingegen wollte nichts wissen, als die schönen Töne, die schönen Lieder, und die schönen Thränen in der Mutter Augen, und ehe sie sich's versah, hatte sie alles Dreies.

1. Bändch.



Die Mutter sang Stenzen aus dem Tasso zur Guitarre, dann Stenzen aus ihrem italiänischen Homer. Sie erklärte die fremden Worte. Die Tochter lachte sie lächelnd nach, ohne sie zu verstehen. Marzell sagte seinem Vater: „Wann soll ich denn die Sprache lernen, welche die Mutter kann?“

„Bitte die Mutter darum, Marzell.“ Aber er selbst griff zum Homer, und Marzell lernte die fremden Züge erst, und dann die Worte des alten göttlichen Dichters; und die Mutter, freundlich wie die lehrende Natur, lehrte nicht lesen, sondern erst reden, die Sprache ihres geliebten Vaters, das Italiänische. „Was wettefst Du, Schleicher?“ rief sie lächelnd — „Sophie liest eher den Tasso, als Marzell den Homer.“

Der Vater lächelte; aber der erzürnte Sohn nahm im Namen des Vaters die Wette auf, und die kleine Sophie häupte und sprang und wünschte dem geliebten Bruder den Sieg. Alles war voll Wette.

eifer, und Homer und Tasso sangen ihre Zauberlieder hier einer um den Andern.

Aber Sophie vergaß ihre Kunst auch nicht. Ihre Tochter mußte sich ihre Puppen selbst machen und der ernstere Marzell die Hüfte seiner Helden auch selbst. Von dem Bilden ging's zum Zeichnen über, vom Zeichnen zum Mahlen, und der Geist des Großvaters ruhte auf beiden Kindern. Die Mutter arbeitete vor mit dem alten Glück, und die Kindern arbeiteten nach. Der Vater schaute das schöne Schauspiel mit leuchtenden Augen an.

Dann trieb er mit dem Sohne sein Lieblingsstudium, die Alten; erst den Homer, dann Stücke aus Luzzian, dann Apollonius Argonautenzug, dann Hesiodors Roman, Plutarchs Lebensbeschreibungen; die Gnomiker statt der Moral. Knabe und Jüngling mußte übersetzen, was er las; dann wurde es Gemeingut des ganzen Hauses. Die

römische Sprache folgte der griechischen, natürlich, wie die Tochter der Mutter.

Ueber das Gelesene wurde gesprochen, philosophirt, gedichtet. Die Sinnen mußte er auswendig lernen, und die Schwester lernte sie mit.

Dennoch lehrte der Vater viel, wovon er glaubte, was nicht gelehrt werden konnte; aber er nahm sich doch in Acht, zu dogmatisiren. Die Etymologie gebrauchte er statt Psychologie, die Mathematik statt Verstandesübung. Von Theologie und Metaphysik redete man nur, wenn irgend eine große oder auch kleine Begebenheit aller Herzen tief bewegt hatte, und unter dem Saitenspiel der Mutter und unter Thränen, und mit ehrfurchtbebenden Lippen wurden nur die erhabenen Namen: „Gott! Unsterblichkeit! Tod!“ genannt.

Die Gedichte wurden fast wie bei den Alten mit Musik begleitet. Und wenn nun Sophie, von dem schönen Seltingen der Erziehung ergriffen, sich an ihres Mannes Brust warf, und ihr Glück pries; so sagte Schleicher finster: „Es fehlen

ihnen Menschen, Sophie! Sie kommen mir vor wie schöne Urriße, denen Schatten, Licht, Farbe und Leben fehlt. Montaigne, liebe Sophie sagt: „Il faut froter la cervelle contre celle d'autrui!“ wie Stahl an Feuerstein, damit es hell wird. Marzell muß fort, von Haus. Er sieht mit Deinen Augen, denkt mit meinem Kopfe. Er muß sein Eigenthum erwerben. Was er weiß, kann, ist alles unser, und Montaigne hat Recht.“

Die Mutter lächelte und sagte: „War denn ich in der Welt? Bin ich nicht gut?“

„Du warst in der Welt, Sophie! Deines Vaters stolzer Geist, Deiner Mutter Stille, Deine fünf Bücher, Deines Vaters Tod, Deine Arbeit für Deine Mutter, Deine Liebe zu Albert, sein Mord, seine Flucht — was hat Deinen Glauben an Gott, an Vorsehung, an die ewige Hoffnung erregt, und befestigt, wenn nicht Alberts Unglück? — Du warst in der Welt! Aber Marzell soll ein Mann werden, und das wird man

nur unter Menschen, mit Menschen, schlechten und guten. Er muß fort. Er ist achtzehn Jahr. Er bedarf wenig, Gott und Dir sey Dank, meine Sophie! Er zeichnet, er mahlt, er bildet in Thon, in Wachs. Er versteht Musik, und versteht alles Recht.“

„Nun, mach es, wie Du willst!“ sagte Sophie mit niedergeschlagenen Augen.

„In zwei Jahren!“ sagte der Vater, und ihr Auge blickte wieder freundlich. „Für eine Frau ist kein Schmerz, der erst in Tagen kommt, und sie hatte zwei Jahre.“

Jetzt stieß der Vater zum ersten Mal mit dem Sohn die Idee des Reisens an.

„Italien!“ rief der Sohn mit leuchtenden Augen, daß endlich an seinen schönsten Wunsch gedacht wurde. „Italien!“ aus Rom war sein Großvater, in Rom seine Kunst, in Rom lag seine Geschichte, lagen die Grabmäher seiner Helden.

„Wohin Du willst. Du warst Knabe, Jüngling. Du sollst ein Mann werden; aber vergiß nicht, Marzell, daß Bürger der edelste Name auf der Erde ist, der die heiligen Namen: Gatte, Vater, einschließt.“

Jetzt fing er mit ihm Geschichte aus dem Gesichtspunkte der Regierung an. Er durchreiste mit ihm die Schicksale der Völker. Er zeigte ihm, daß jede Regierung gut ist, wenn Regent und Bürger tugendhaft ist, und daß das Glück der Völker von dem Familienleben ausgehen muß, und daß, wenn ein Volk seine Sitten verliert, es auch Muth und Glück mit verliert. „Wir wissen, Marzell,“ setzte er mit finstern Augen hinzu — „was ein Volk glücklich macht. Eine Regierung ist leicht zu erfinden; aber sie zu finden, muß der größte Theil des Volkes des Glückes werth seyn. Ich weiß nicht, ob dieses Ideal der Regierung je wirklich werden wird, wie auch jedes Ideal; aber arbeiten dafür soll jeder Mensch, in seinem kleinen und großen Kreise. Du

follest gehen; aber hier ist Dein Vaterland. Welche Stelle Dir das Geschick darin anbietet, nimm sie an, und sey ein reicher Mann auf Deiner Stelle, groß oder klein, und wollen Dich Ehrgeiz, oder Habsucht, oder Herrschsucht nicht redlich bleiben lassen, so bleib Dir hier der Acker, ein Pflug, eine Sense zehn Mal mehr, als Cincinatus, der große Diktator, hatte. So ist's eben so viel. Bewahre, was Dir kein Fürst und kein Demagoge nehmen kann, die Mäßigkeit und Dein Gewissen, und den Glauben an Gott. Und damit gut! Mein Sohn, damit gut!

Die zwei Jahre waren beinahe hingingen. Marzell war zwanzig Jahr, ein rüstiger Jüngling, der große Lust hatte, das Menschengeschlecht, das seiner Meinung nach aus den Fugen gekommen war, mit Gewalt wieder in die Fugen zu bringen, der wie Kolumbus eine neue Welt auf der Erde oder eine im Gebiete des Wissens finden wollte. Er wollte Algier zerstören, die Engländer aus

Indien jagen, die Neger befreien und kultiviren. Er träumte von Fehmgerichten, von einem gerechten Faustrecht, von arkadischen Götterfesten, von Eldorado und Utopia. Und wurde die Mutter bei diesen Niesendeen ängstlich, so sagte der Vater lächelnd: „Laß ihn, Sophie. Jeder junge Mensch hat sein Utopia in der Brust, und am Ende besteht's in nichts, als in unserm Felde, in einer Sophie, und aus dem Niesen wird ein Hausvater.“ —

Die zwei Jahre waren zu Ende, und man fing an, zu überlegen, wie Marzells Reise einzurichten wäre. Der Vater hatte eine ziemliche Summe Geld gespart; aber das Geschick hatte bestimmt, der Vater sollte den schönen Tag nicht erleben, an dem er seinen Sohn wehrhaft machen wollte.

An einem Morgen, da der Vater zu lange ausblieb, ging Marzell in sein Schlafzimmer, ihn zu wecken. Er fand den Vater, die Hand unter die Wange gelegt, wie er zu schlafen pflegte.

„Ob ich ihn wecke? Er schläft so süß.“  
Aber auf einmal erblickte er das bleiche Gesicht, und sein Gesicht wurde eben so bleich. Und so bleich, mit schwankenden Schritten, mit erstarrten Augen kehrte er in's Zimmer zurück. Mutter und Schwester empfangen ihn mit einem Schreckensgeschrei. Große Thränen tropften nur über seine Wangen. „Der Vater —“ stammelte er — „ist — todt!“  
Fort über die Schreckenstage, von diesem Augenblick, bis an den, da die Mutter und die Kinder von des Vaters Grab wiederkehren!

Marzell sagte kein Wort mehr von seiner Reise. Er trat in die Stelle seines Vaters. Er war bei den Arbeitern, er war thätig wie ein Mann. Aber die Mutter, die den Wunsch ihres Mannes wie ein heiliges Vermächtniß betrachtete, hob nach einem Monate selbst von der Reise an.

Marzell schüttelte schweigend den Kopf, bis die Mutter ängstlich sagte:  
„Es war der Wille Deines Vaters, Marz

zell. „Meinst Du nicht, daß ich in zwanzig Jahren gelernt hätte, dem Haushalte vorzustehen? Du mußt, Marzell! Du sollst!“

Es kostete der Mutter Mühe, den Sohn zu bereden; aber sie blieb dabei, des Mannes Befehl zu erfüllen, und Marzell mußte sich ergeben.

Von dem Gelde, was sein Vater ihm bestimmt hatte, nahm er nur die Hälfte. Nach vierzehn Tagen war seine Abreise bestimmt. Mit jedem Tage wuchs die Zärtlichkeit und Trauer. Die Mutter betrachtete den edlen Jüngling, um seine Züge recht tief in ihre Seele zu drücken. Seine Schwester formte noch sein Gesicht ab, und machte eine Wachsmaske, um ihre Mutter mit den theuren Gesichtszügen des Sohnes nach seiner Abreise zu überraschen. Die Maske wurde unbeschreiblich ähnlich.

„Ach!“ sagte die Schwester, da sie vollendet war. „Ich werde sie nicht gebrauchen, Marzell. Seit Alberts

Wüste liebt die Mutter die todten Gesichter gar nicht. Sie verschloß sie."

Endlich brach der Morgen der Abreise an.

"O Marzell, werde ich Dich wiedersehen?" fragte die Mutter mit schmerzlichen Thränen, und schüttelte den Kopf still und bedeutend, als sähe sie ihn nicht wieder. Da brach eben die Morgensonne durch's Fenster, aber sie erheiterte zum ersten Mal die Menschen nicht. Endlich ging er. Die Mutter schwieg und ging einsam zum Grabe des Mannes, und fragte mit leiser Geisterstimme: „O Geliebter, werde ich Dich wiedersehen?“ Das Grab schwieg. Die Natur schwieg. Der Mensch wohnt auf Gräbern, und athmet zwischen Trennung. Die Tochter holte die Mutter vom Grabe, und sagte: „Bin ich nicht Dein Kind?“

Jetzt ja das Einzige. Sie gingen mit verschlungenen Armen in das verödete Haus.

Die neue Welt. Der selige Ver-  
trag. Der Besuch. Natur und  
Kunst.

Sophie an Hannchen.

Hier bin ich, liebes Hannchen, in  
einer neuen Welt. Ob in einer schönern?  
Manchmal scheint mir's doch so; wenn in  
Haydens Schöpfung die jauchzenden  
Engelchöre mich in den Himmel heben,  
oder Max und Tekla meine Brust mit  
himmlischem Schmerz und überirdischem  
Muth füllen, und heiliger Demuth.  
Oder — ich scheue mich fast auch das hin-  
zusehen — wenn die Parade — mein  
Fenster geht auf den Paradeplatz — Sie  
lachen mich aus; aber es ist ein schrecklich  
schöner Anblick, wenn die Trompete schmet-  
tert, die Kürasse, die Säbel blitzen, und  
die Pferde daher stürmen, als hätte der  
Mensch die Allmacht der Natur übertrof-  
fen. — „Oder Fischen,“ meinen

Namen Sophie habe ich schon eingebüßt! Ach, wie viel habe ich Arme schon verloren! „Oder Fielchen,“ sagt Herr Herold — „wenn ein Ball — nicht wahr? im magischen Lichte —“

„Lieber Herr Herold,“ sage ich ernsthaft — „das muß noch kommen.“

„Es kommt!“ sagte er.

Ach, nein, Hannchen, das bewegt mein Herz nicht. Unser Pfingstanz, und unser Erndtrekranz in Werneberg hatte Bedeutung und Leben. Ein Ball ist ein Ball höchstens ein Schauspiel.

Aber ich muß doch wohl, wie mein Vater sagte, beim Ei anfangen. Meines Vaters Tod hatte meiner Mutter Herz gebrochen, Warzells Abreise löste es von dem Leben ab. „Werd ich ihn bald wiedersehen?“ fragte sie lächelnd; und ich war zweifelhaft, wen meine treue Mutter meinte, den Vater oder Warzell. Auch war es ja, liebes Hannchen, als wäre alles Gedeihen mit Beiden von uns gewichen. Unsere Arbeiten ruhten, selbst die Musik. „Ach,“ sagte meine Mutter ge-

„duldig, wenn ich zur Gaitarre griff —  
„zwei Stimmen fehlten, mein geliebtes  
Kind. Laß es gut seyn!“

Sieh, Hannchen, so nahm jeder  
Tag, jede Woche, jeder Monat etwas  
von ihrem Leben weg: das strahlende Au-  
ge, die Rose der Wange, den lebendigen  
Gang, die wohlklingende Stimme. Die  
welkende Rose streute ein Blatt nach dem  
andern auf die Erde, und lächelnd sagte  
sie jetzt: „Ich werde ihn wiedersehen!“

Ach, ich mochte nicht fragen: „Wen?“  
Erst höhnte der Tod die Wangen, dann  
das Auge, dann die Brust aus. Ich sah  
das Grab sich öffnen und mußte — lä-  
cheln.

O Himmel, war meine Liebe denn so  
arm, daß ich dieses Jahr vergessen konnte?  
Die letzten Seufzer meiner Mutter? Und  
ihre Liebe war so reich? Vergessen? nein,  
geliebte Mutter.

„O,“ seufzte sie — „könnt' ich nur  
einen Augenblick Marxell sehen! O  
Sophie, wenn Du siehst, daß ich sterbe,  
so spiele mir sein Lieblingeslied noch.“

Bersprich mir's! „Sie starb. Ich gab ihr mehr als das Lied. Ich hing an seine Wachsmaske seinen Rock, und stellte ihn gegen ihr Bett über, und nun nahm ich die Harfe — unter den Tönen brach mein Herz — spielte im leisesten Piano, das allein die Harfe hat, in wechselnden Akkorden die Melodie seines Liedes. Sie lächelte. Auf einmal erblickte sie ihren Sohn. Sie hob die matte Hand, noch ein matteres Lächeln, und die leise Stimme rief: „Ein Engel! Er ist's! O Gott, nun sterbe ich selig!“ Und aus den selig lächelnden Lippen nahm ein Engel die reine Seele, und trug sie zu Gott! O Hannchen!

Herold an Breimann.

\* \* \*

Endlich habe ich Sie gefunden, lieber Breimann, und Dronten ist nicht mehr in Hamburg. Wohin ist die arme Seele?

So

So wie ich seinen Brief hatte, flog ich nach Kassel. Niemand wußte von einer Madame Waldur. Ich schickte meinen alten Friedrich zurück und ließ mir Alberts Briefe aus diesem Zeitpunkt holen, die ich vor lauter Eile vergessen hatte. Ich fand nun das Haus, wo Sophie gelebt hatte. Ich suchte auf die Leute hinein, die nichts von ihr wußten, bis eine alte Frau mir sagte: „Herr, nach vier und zwanzig Jahren weiß man auch von Ihnen nichts mehr.“ Ja, lieber Dreimann, der Mensch erlischt wie ein Ton — auf immer?

Nun bot ich Geld, wer mir Nachricht von Madame Waldur oder ihrer Tochter beschaffen könnte. Wie ein Ton erschollen! wie ein Ton!

Ich ward zornig wie ein Löwe; denn ich wurde geschickt von A. nach B. das ganze Alphabeth durch, und zurück.

Mein Friedrich, den ich auch angefahren hatte, geht schweigend zum Küster der Kirche, läßt das Kirchenbuch nachschlagen. Waldur! der Name findet sich.

Madame Waldur ist eine geborne so und so. Er studet eine Verwandrin von ihr, und kommt zurück. „Madame Waldur lebt in Werneberg, ihre Tochter Sophie hat ein Herr Schleicher geheirathet.“

„Wie hast Du das herausgebracht?“

„Durch Geduld.“

Ich schämte mich, drückte ihm die Hand, ihm, der noch obendrein meinte, ein reicher Mann hätte Recht, ungeduldig zu werden, und fuhr nach Werneberg.

Ich kannte nicht Einen Menschen aus der Familie, und so gab ich Friedrich den Auftrag, Nachricht einzuziehen. Er beschämt mich oft.

Er brachte Nachricht. Madame Waldur war todt. Schleicher auch. „Er soll ein höchst redlicher Mann gewesen seyn,“ sagte Friedrich — „so wie die ganze Familie. Der Sohn ist nicht da.“

„Und Sophie?“

„Das Geldut ist zu ihrem Begräbniß. Da eben bringen sie den Sarg.“

Ein Todeschauer überließ mich.

Ich trete in die Thür, finster, sehr finster, daß ich an Alberts Geliebten keinen schönern Theil nehmen soll. Alles todt! sage ich. Der Sohn fort!

Hinter dem Sarge geht ein junges Mädchen in tiefer Trauer, bleich, tief, sehr tief niedergebeugt. Fast die ganze Gemeinde folgte. Der Sarg faßte die Geliebte meines edelsten Freundes. Ich schließe mich an den Zug, das Schicksal der armen Menschen bedenkend, mit finsterner Seele. Das Mädchen setzt sich, oder vielmehr sinkt im tiefen Schmerz auf ein Grab, was dicht an dem offenen Grabe ist.

„Wer war das Mädchen?“ frage ich nach dem Begräbniß.

„Es ist Sophiens Tochter.“

Am andern Morgen ging ich zu dem Mädchen. Sie lag halb hingestreckt auf dem Bette, auf dem ihre Mutter gestorben war, beide Hände über die Augen gedrückt. Es war etwas Seltsames in dem ganzen Zimmer, was mich mißtrauisch machte.

Das Zimmer, möcht' ich sagen, fast phantastisch mit Blumen aufgeputzt. Dem Mädchen gegenüber die Maske eines schönen Jünglings mit Kleidern behängt, so daß ich einen Augenblick glaubte, es sey ein Mensch.

Ach, wie wurde mein Mißtrauen bestraft! Das alles war die reine Empfindsamkeit des aller schönsten Herzens. Ich blieb acht Tage in dem Hause. Wie das kam, mag der Himmel wissen; denn kaum hatte ich gesagt, mein Wagen sey gebrochen, gehörte ich in's Haus.

Ich sah nichts, als den schönen Nachlaß ihrer Mutter, ihre fünf Bücher, ihre Guitarre, ihre Zeichnungen, ihre Arbeiten in Wachs; alles, was ich aus Alberts Briefen so genau kannte.

Die Tochter schien die Begebenheit ihrer Mutter mit Albert nicht zu wissen; dagegen aber erzählte sie mir in den ruhigsten Worten die Liebe ihrer Eltern, das einfache Leben ihrer Familie, den Abschied ihres Bruders, den Tod ihrer Eltern. O wie unglücklich ist Albert ge-

wesen, und wie unbeschreiblich glücklich seine geliebte Sophie.

Nach einigen Tagen fragte ich Sophien: „Was sie zu thun gesonnen sey.“

Sie sah mich groß an, als thäte ich die seltsamste Frage, ob sie gleich sehr wohl einsah, sie könne der Wirthschaft des Gütchens nicht vorstehen. Sie sann lange nach. Dann sagte sie, die Hände zusammen schlagend: „Ich habe Niemanden in der weiten Welt, zu dem ich meine Zuflucht nehmen kann, als zu den Gräbern meiner Eltern. Wo mein Bruder ist, weiß ich nicht. Zuletzt schrieb er aus der Schweiz, Nachher nicht wieder.“

Nach ein Paar Tagen hatte ich des Mädchens Blick so oft auf die nächste Zukunft und auf ihre Verlassenheit gerichtet, daß sie wohl einsah, sie könne hier nicht allein bleiben. Das fiel ihr noch bestimmter auf, da das Amt sich hinein mischte, denn sie war siebzehn Jahr erst. Ich schlug mich in's Mittel, wurde ihr Vors

mund und des Sohns Kurator, nachdem ich Kaution bestellt hatte.

Das Güthen wurde verpachtet, und zwar an meinen Friedrich, dessen lange Dienste ich nun endlich belohnen konnte. Sophie packte die Harfe ihrer Mutter, ihre Guitarre, die Büste ihres Vaters, ihrer Mutter auf ein Zimmerchen was, wie sie mir sagte, alle Andenken aus der Jugend ihrer Mutter enthielt.

Ich ging mit ihr auf das Zimmer. Da stand Alberts Büste. O! zum Sprechen ähnlich. Da hingen seine Kleider noch, seine Bücher. Ich fragte, wer die Büste wäre.

Sie sah die Büste an, und sagte gerührt: „Ich weiß es fast nicht. O meine Mutter!“ rief sie mit einem Strom Thränen, und verschloß das Zimmer.

Nachdem alles in Ordnung gebracht war, reisten wir ab.

Ich war gewaltig mit dem Mädchen in der Klemme. Redete ich mit ihr, so war alles, was sie dachte, schön gesagt. Eine zarte Empfindung umleuchtete jedes

Wort. Und doch waſte ſie am wenigſten dahin, wohin ich ſie bringen wollte, zu meiner Schweſter. Ihre Seele lag auf ihren Lippen. Sie ſagte alles, was man in der Welt nur denken darf. Ihre Höflichkeit war nichts, als die Güte ihrer ſchönen Seele, nicht Sitte, nicht der mo-  
dige Anſtand der Geſellſchaft.

Ich dachte Wunder, wie ſchön ſie gekleidet war. Es war, als hätten die Grazien an ihrem Puzriſche geholfen; und da ich ſie auf der erſten Station neben des Poſtmeiſters Tochter ſtehen ſah, fiel mir erſt ihre Kleidung auf. obgleich des Poſtmeiſters Tochter ſagte: „Ich könnte wünſchen, es wäre ſo Mode.“

Kurz, ich nahm meine Kleine ein wenig unter den Poliergriffel. Zuerſt drang ich auf die Gravität der Jungfrau. Nach dem ich ihr das Wort auseinander geſetzt, ſagte ſie lachend: „Wiſſen ſie, Väterchen, welcher Vogel am gravitätichſten ausſieht? Die Eule.“ Sie machte das Geſicht dazu. „Es war der Vogel der Pallas.“

Ich glaubte, ſie wollte auf die geſehre

ten Mädchen Satyren sagen. Sie wußte nicht, daß es gelehrte Mädchen geben könnte.

Ich mußte sie ihrem Genius überlassen. Aber bei Madame Boske, wo wir ein Paar Tage ausruhen, erhielt sie modige Kleider, und sie paßte nach einer Stunde hinein, als wäre sie darin geboren.

Hier ließ ich sie erst einen Blick in die Welt thun, in's Theater, in's Konzert, auf einen Ball, auf den Theetisch, in den Kreis der jungen Herrn. Der Himmel weiß, ein Mädchen lernt die Manier, ander wir oft bis an den Tod vergebens lernen, in vier und zwanzig Stunden.

„Das,“ sagte sie — „nennen Sie Gravität, Väterchen? Wenn's Anstand seyn soll, so glaube ich, verstanden wir, ich und alle Mädchen in Werneberg, es besser.“

„Oho!“ sagte ich — „ist das so?“  
Ich ließ anspannen und fuhr geschwind zu meiner Schwester, der ich über das Mäd-

chen ein Paar Worte vorher geschrieben hatte.

Man nahm sie, wie Du denken kannst, mit der freundlichsten Güte auf, und Mutter und Töchter waren doch sehr begierig, zu wissen, welchen Antheil ich an dem Mädchen nähme.

Ich nannte, um jede üble Deutung abzuwehren, den Namen Albert, verbot aber Sophien, diesen Namen zu nennen, und sie war in der großen Welt eingeführt; denn an dem Abend, da sie ankam, war bei meiner Schwester Thee-dansant.

„Et nun,“ sagte meine Schwester am andern Morgen — „das Mädchen ist leidlich hübsch —“

„Leidlich?“

„Ein wenig linksch. Das wird sich geben; und wenn ich weiß, was Deine Absicht eigentlich mit dem Mädchen ist —“ Sie sah mir, beobachtend, in's Gesicht.

„Heirathen will ich sie nicht, obgleich das Mädchen hübsch ist wie eine Göttin,

und den Werneberger Anstand hat,  
wie Ihr den hiesigen.“

Ich mußte abreisen; denn ich fand  
Briefe von Haaken.

„Laß doch einmal nach Rom schreiben  
um Sophiens Bruder; und erhältst  
Du Nachricht über ihn, so laß ein Auge  
auf ihn haben. Du hast ja Deinen Karl  
in Rom.“ Nun Gott befohlen! Wenn  
ich nur wüßte, wo Albert wäre.

Sophie an Hannchen.

Ich soll Dir also schreiben! Gut denn!  
Aber wie mir's durch die Seele und aus  
der Feder geht, nicht wie hier, wo Ro-  
salie, wenn sie ein Billet an eine ihrer  
Freundinnen schreibt, zehn Bücher nach-  
schlägt. Ich mußte ganz laut lachen, da  
ich erfuhr, warum? Das Billet sollte witzig  
werden. Denke!

Zuerst schicke ich Dir, liebes Hann-  
chen — und bei diesen Worten stehen

meine Augen voll Freuden-Thränen —  
hundert Thaler zu Deinem Brautkleide,  
oder zur Einrichtung Deiner kleinen Wirth-  
schaft.

Der gütige Herr Herold schenkte  
mir, da er abreiste, einen schweren Beu-  
tel mit Gold. „Zu Pug!“ sagte er las-  
chend.

Lieber Himmel! da ich's zählte, ach!  
meine Eltern sind nie so reich gewesen,  
als ich war. Aber nun dachte ich auch an  
Dich, und fragte Rosalie, wie man  
es anfangen müsse, um das Geld sicher an  
Dich senden zu können.

Sie lachte nun ungeheuer, daß ich da-  
von gar keinen Begriff hatte, schellte —  
das Schellen, Hannchen, ist sehr be-  
quem; aber ich rufe doch die Jungfer oder  
den Bedienten lieber.

„Der Faktor!“ sagte Rosalie, ohne  
sich nach dem Bedienten umzusehen. Das  
ist eine häßliche Sitte. Ein freundliches  
Gesicht ist so wenig, und Rosalie hat  
ein sehr schönes, freundliches Gesicht so-  
gar für ihr Hündchen.

Der Faktor kam. Rosaliens Vater, Herr Salm, ist Geheimerath und Banquier — Ich weiß nicht, was Beides ist — Kurz, ich bekam für meine hundert Thaler ein Stückchen Papier, wofür Dir jeder Jude und Christ das Geld zahlt. Das ist noch bequemer, als das Schellen. Ach, Hannchen, wir Beide haben viel nicht gewußt, recht viel nicht. Aber glücklicher waren, darauf wollt' ich schwören, wir.

Wir stehen hier um neun Uhr auf. Ich zwar, ich schleiche mich schon um fünf auf den Strümpfen durch die große Glashür auf den Balkon, der in den Garten steht, und höre die Nachtigallen schlagen, und frühstücke den Duft der Orangerie, die auf dem Balkon steht.

Um zehn gehen wir, ich und die Töchter, Rosalie und Juliette, einen Augenblick zu der Mutter, die sich freisiren läßt.

O sie lieben sich, glaube mir, Hannchen; aber es ist, als verböte ihnen ein böses Geschick, es sich zu sagen.

Wenn mich zuweilen der Gedanke an  
 meine theure, ach, an meine geliebte  
 Mutter ergreift, wenn ich bei der Ge-  
 helmeräthin bin; — denn sie ist unbes-  
 chreiblich gütig gegen mich — wenn ich  
 dann, wenn sie mir so zärtlich zulächelt,  
 mich an ihre Brust werfe, oder zu ihren  
 Füßen sinke, und meine Küss und Thrä-  
 nen auf ihre Hand drücke: so sehen sie  
 mich mit großen Augen an, und die Mut-  
 ter sagt: „Gutes Kind! aber es wird  
 schon werden!“

Mir ist recht oft, als wäre ich in einer  
 fremden Welt, oder als träumte ich.

Mir ist nicht wohler, als wenn Herr  
 Herold hier ist; es ist, als brächte er  
 den guten Geist mit sich. Ich weiß nicht,  
 Hannchen, was ihn so mächtig macht;  
 aber in seiner Gegenwart klingen alle  
 Stimmen menschlicher, alle Gesichter sind  
 gütiger, alles liebt sich mehr, selbst die  
 Glocken, welche den Domestiquen rufen,  
 klingen leiser, und auf den Gesichtern der  
 Leute glänzt ein Strahl sicherer Freiheit,  
 wenn er im Hause ist.

Er soll sehr reich seyn, und er ist unverheirathet. „Ein solcher Mann befehlt überall!“ sagte mir Kusine Margret, eine nahe Verwandte des Herrn Herold, ein altes Mädchen, die gern alle meine Geheimnisse heraus hätte, ob ich gleich ihr alles gesagt habe, was ich in der Welt von mir weiß.

„Also reich waren der Herr Vater nicht?“ sagte sie mit einem recht mitleidigen Tone. „Guter Gott! Armuth thut weh.“

Und dabei legt sie die Hand unter meine Kanten, die sehr schön seyn sollen, und fragt: „Wer aber solche Kanten trägt, Kind.“

„Ein Geschenk von Madame Wolke, liebe Kusine.“

„Von Madame Wolke? Guter Gott! Gebet dem Armen! Nun ja, und der Herr Bruder machen die große Tour durch Europa? Das scheint fast ein Widerspruch, schönes Kind!“

„Wie so? Er geht zu Fuß.“

„Zu Fuß? Sehen Sie, wie die Apo-

stel, die hatten nicht einmal einen Geldbeutel. Aber daß Sie den Namen Dronten nicht kennen sollten, liebes Kind! —“

„Ich habe Ihnen schon zehn Mal die Versicherung gegeben, Kusine.“

„Aber den Namen Albert?“

„Eben so wenig.“

„Recht, Kind!“ sagte sie dann mit aufgehobenem Finger — „man muß seine Geheimnisse bewahren können, das ist christlich. Ich könnte sonst Geheimniß gegen Geheimniß vertauschen.“

„Liebe Kusine, ich habe kein Geheimniß.“

„Gerade wie Wetter Herold, der auch keines hat; und dennoch schweigt, als wäre seine Zunge von Stein.“

Dann wiegt sie den Kopf hin und her, und ich muß ihr zum hundertsten Male erzählen, wie ich zu Herrn Herold gekommen.

„Das glaube ich. Warum sollt' ich dem ehrlichsten Auge nicht glauben? aber

wie Herr Herold zu Ihnen gekommen?"

„Was soll das alles, Hannchen? Es erregt, ich weiß nicht wie, eine Angst in meiner Brust; denn die Namen: Dronken und Albert, kenne ich wirklich. Es war eine Büste in unserm Hause, vor der meine Mutter zuweilen mit einem sehr bedenklichen Gesichte stand, und dann seufzte sie tief aus dem Herzen auf: „O Albert!“

Da Herold die Büste bei uns sah, da trat er mit einer großen Bewegung ihr nahe, betrachtete sie lange und fragte dann: „Wer die Büste wäre?“ Er fragte das so angelegentlich, mit einer so tiefen Nührung, daß mir meine Mutter wieder einfiel, der ich den Tag vor ihrem Tode die Büste noch einmal bringen mußte. Ich weiß nicht, was ich Herolden antwortete; aber er fragte nicht wieder. Diese Kusine ist so jeomni, so gottesfürchtig, daß ich mich fast scheue, zu sagen, wie eitel sie ist auf den Reichthum ihrer Familie.

Sie

Sie behandeln mich alle mit einer Art von schonender Achtung, von Liebe sogar, Ach, und zuweilen muß ich doch fühlen, daß Herold es ist, dem ich das alles verdanke. Leb wohl! Der Faktor ist schon zwei Mal bei mir gewesen. Er will den Brief besorgen.

„Liebe Mamiel!“ sagte er das zweite Mal — „sollten sie Geld oder sonst etwas nöthig haben — oder Rath — oder was in meiner Macht steht, so —“ Er bückte sich tief. „Trauen Sie Herrn Herold, sonst Niemandem, wenn Sie Geheimnisse haben.“

Seltzam! Man will durchaus hier, daß ich Geheimnisse haben soll. Leb wohl!

Sophie an Hannchen.

„Herr Dorn!“ Das ist hier die Lösung, das Feldgeschrei wie es Herr Herold nennt. „Oder Geld!“ sagt mein ehrlicher Faktor, der, ich weiß nicht wars

um, einen warmen Antheil an mir nimmt.  
„Herr Dorn! Die Natur hat ihm das  
Größte gegeben.“ sagt Rosalie —  
„und das Kleinste nicht versagt.“ Das  
sagte sie, sich stolz empor richtend, als  
könnte sie sich mit ihm messen.

„Geschwind sagen Sie mir, was ist  
das Größte, was ein Mann haben kann,  
und was das Kleinste?“

„Er ist reich.“

„Der Brillanten-Berg in Goltkon-  
da ist noch reicher.“

„Großmüthig wie ein Gott.“

„So sagen die Bedienten, die ihn  
die Treppe hinableuchten?“

„Der feinste Gesellschafter.“

„Er kann eine Torte zerschneiden?“

„Der feinste Kenner der Künste, der  
Musik —“

„Wer ist das nicht? Wie entzückt ist  
Ihr tauber Konsistorialrath, wenn Sie  
spielen, Rosalie!“

„Sie werden ihn sehen.“

„Gut, so werde ich ihn sehen!“ sagt  
Vrutus unerschrocken.

Sie sprang hinaus, und der Faktor, der dabei gewesen war, nickte ein halb Duzend Mal mit dem Kopfe, und sagte: „Dieses Mal hat Wamsel Kosatte Recht!“

„Nun, wie reich ist er denn?“ fragte ich auch den alten Mann, scherzend.

„Seine Brust ist ein Golkonda, und sein Geist reich wie ein Frühlingstag!“ Und bei den Worten sah der alte Mann mich mit so schimmernden Augen an, daß ich Lust hatte, ihm zu glauben.

„In der That, Herr Faktor?“

„Ja! ja! in der That, liebste Wamsel, und wenn Sie ihn sehen, so werden Sie sagen: „Ja, das ist ein Mann!“ so demüthig ist er.“

„Ich kann die Demuth nicht leiden, Herr Faktor!“

„Nicht die Rechte, die vor Gott sich beugt und vor dem Mächtigen aufrecht steht?“

„Sie sind heute recht poetisch, Herr Faktor.“

„Ja, wenn ich von Ferdinand re,

de, alle Mal, und sehen Sie, liebe Mann-  
sell Fielchen, wenn ich von Ihnen re-  
de, auch. So sagt Herr Herold."

Sieh, Hannchen, so ging's,  
wohin ich höre. Dorn war die Lösung,  
von des Portiers Loge bis in das Prunk-  
zimmer hinan.

Herold allein, der ihn erzogen hat,  
diesen Ferdinand, sein Vormund ist,  
sagte: „Ei nun, Fielchen, Ferdi-  
nand ist fünf und zwanzig Jahr alt, hat  
weiße Hände und weiße Zähne, schwarzes  
Haar und schwarze Augen, fast so schön  
wie Deine, spricht französisch und englisch  
und italiänisch, hat allerlei hübsche Sas-  
chen gelesen, die er hübsch wieder anzu-  
bringen weiß; wenn er sechszig Jahr alt  
ist, so wird er ein alter Mann seyn. Nun  
ja, Fielchen," setzte er hinzu, da ich  
ihn mit großen Augen ansah — „ja, er  
ist ein seltener, junger Mensch, und so  
wird er wohl im sechszigsten Jahre auch  
ein seltener alter Mann seyn. Er ist mein  
Wunderl, mein Bögling sogar. Aber man

ist ein Held, wenn man fünf und zwanzig Jahre und kein Ungeheuer ist.“

Nun sieh, S a n n c h e n, Ferdinand war die Lösung! Und am Ende schwenkte ich seine Fahne mit so gut, wie alle andere im Hause.

Eine alte Kindermuhme, die ihn gewartet hat, erzählte mir von seiner Kindheit mit Thränen in den Augen, zeigt mir alle die Geschenke, die er nie veräußert, ihr an ihrem und seinem Geburtstage zu senden, und was mir am rührendsten dabei war — bei jedem Geschenke lagen einige herzliche Worte von seiner Hand, in denen er sie an irgend einen Vorfall aus seiner Jugend erinnert. Er nannte sie in jedem Zettel Mutter, und mit einem Eifer, der zeigt, daß es ihm Ernst ist. Er hat seine Mutter bei seiner Geburt verloren.

Und dieser Mensch, von dem jedes Herz, jede Zunge voll ist, kommt schnur gerade aus Rom, der Geburtsstadt meines Großvaters, und dem Aufenthalt

meines Bruders. Das allein hüllt ihn für mich in einen Heiligen Schein.

„Rosalie ist für ihn bestimmt.“ sagt man sich zischend und leise in's Ohr, und fast glaube ich's; denn bei den Namen: Ferdinand, richtet sich Rosalie jedes Mal stolz empor. Ich glaube, Hannchen, ich würde mich beugen, mich recht demüthig beugen, und hätte er nur den Schein aller der Tugenden, die man ihm beilegt. Er ist unterwegs, und Vater Herold sagt: „Wir dürften ihn alle Tage erwarten.“

Er ist da, dieser Ferdinand Dorn. Nun ja, Hannchen! Aber sieh, wie es mit ihm ging.

Es war ein großes Diner — so nennt man hier ein Mittagsessen in einer sehr vornehmen Familie. Vater Herold sagte einmal mit sehr gerunzelter Stirn: „Stelken, Sie müssen überall mit hin. Man muß alles kennen lernen, das Klei-

ne, so gut wie das Große; ein Diner so gut wie den Sternenhimmel.“ Die gezunzette Stirn galt mich nicht, sondern — man ließ mich eben so gern zu Hause, als ich zu Hause blieb. Das hatte seine Ursachen. Aber Vater Herold war nicht da, und so erhielt ich die Erlaubniß, meinen ganzen Tag, wie ich wollte, zuzubringen. Und es war ohnehin der Tag der Abreise meines Marzells. Ich fahre also mit einem jungen Mädchen des Hauses auf den Garten, der dicht am Thore, in der schönsten Gegend liegt, um den Tag mit dem Andenken an meine Eltern und meinen Bruder zuzubringen.

Das Mädchen hat ihre geheimen Wünsche, so gut als ich. Ich gebe ihr Erlaubniß, zu ihren Eltern zu gehen, die eine halbe Stunde von dem Garten auf einem Dorfe leben.

Ich war entschlossen, mich recht herzlich zu betrinken, und im Gegentheil, ich war unbeschreiblich glücklich. Denn ich lebte einmal wieder wie im väterlichen Hause.

Ich kochte mir meine Milch, und meine Eier, und lief vom Klavier zur Guitarre, die hier waren. Denn zu Hause rührte ich kein Instrument an. Das hatte seine Gründe.

Herr Herold hatte mich seiner Schwester und ihren Töchtern als ein natürliches Landmädchen angekündigt, arm dazu.

Die beiden Mädchen sahen mich mit großen und mitleidigen Augen an und Juliette sagte ihrer Schwester französisch, daß ich eine Sotte schiene. Sieh, wie hätte ich sie nun beschämen und sagen können, daß ich französisch verstünde?

Es ist wohl natürlich, daß man zeigt, was man weiß. Sie spielten und sangen, und sahen mich dann an, als sollte ich erstaunen. Ich spielte gewiß besser, als sie, aber konnte ich es jetzt sagen? Ich hätte freilich besser gethan, es zu sagen; denn nun durfte ich das Instrument nicht berühren, das unendlich schön war.

Hier aber auf dem Garten, ohne

Zeugen, konnte ich einmal spielen. Ich spielte und sang, war unbeschreiblich glücklich, und beträubte mich auch. Ach, ich fühlte recht, wie unschätzbar die Freude ist, die man selten hat.

Sieh, ich träumte mich mit jeder Minute mehr in meine ehemaligen Jahre hinein. Ich warf allen Schmuck von mir ab, und flog, so leicht gekleidet ich konnte, mit der Guitarre in's Gebüsch.

Ich warf mich auf eine Rasenbank, und dachte nach meinem glücklichen Wesseneberg zurück. Mitten zwischen Freude und Schmerz nahm ich die Guitarre und hob an: *Addio giorni gioiosi, e care notti!* und da ich das Auge aufschlug, stand an der Seite in dem dunkeln Eingang des Laubenganges ein junger Mann.

Daß ich blutroth wurde, mich so erstappt zu sehen, war natürlich; daß ich davon wollte, auch. In der Bestürzung aber, und in der Beschämung, in einer völligen Kopflosigkeit machte ich ihm eine Verbeugung, von der ich nichts gemerkt hätte, hätte er mir nicht eine dagegen ge-

macht, die gewiß eben so linksch war, als meine. Aber nun kam mir das so drollig vor, daß ich, mein alter Fehler, zu lichern anfing, trotz meiner brennenden Schamröthe, die immer brennender wurde. „Verzeihen Sie,“ sagte er kalt, wahrscheinlich über mein Lachen — „wenn ich Sie störte. Ich glaubte hier allein zu seyn.“

Ich weiß nicht, was ich antwortete; denn ich war ganz kopflos über meine Verbeugung; aber nach einigen Augenblicken saßen wir Beide auf der Nasenbank, die Guitare wie eine feindliche Gränze zwischen uns, oder wie das Symbol der Harmonie und des Friedens. Denn er erzählte mir, daß er auf diesem Garten seine Kindheit verlobt hätte, und daß diese Nasenbank, auf der wir saßen, das Nachwerk seiner Kindheit wäre.

Da hob ich mein Auge so leise wie möglich zu ihm auf; denn die Kindermutter hatte mir erzählt, daß Ferdinand auf diesem Garten erzogen sey. Ich sah ihn also ganz heimlich darauf an, ob er

dieser Ferdinand wäre, dieser Vogel  
Phönix, dem die Natur das Höchste und  
das Kleinste gegeben.

„Ich habe nie schönere Tage wieder  
erlebt,“ fuhr er mit einer verhehlten Nüch-  
terung fort — „als diese.“ Und leise setzte  
er hinzu: Addio giorni gioiosi!

Nun hast Du Deine Sophie,  
Hannchen! Denn mit einem freundigen  
Vertrauen plagte ich heraus: „Also sind  
Sie dieser Ferdinand wohl, der, von  
dem —“ Hätte er mich nicht unterbro-  
chen, ich glaube, ich hätte hinzugesetzt:  
„den man den ersten der Männer nennt.“

„Meinen Namen haben Sie errathen,“  
sagte er — „ich wollte, ich könnte  
auch Ihren errathen.“

„Ich heiße Sophie!“ sagte ich be-  
schämt über das, was ich verschwiegen  
und legte meine Hand auf die Saiten,  
und griff Akkorde.

Unser Gespräch ging kläglich vor  
Statten und in der Angst sagte ich:  
Addio giorni! und ich sagte ihm nun,

daß ich eben hier auf seiner Nasenbank wäre, um mich über den Verlust meiner Kinderjahre zu betrüben.

„Zu betrüben?“ stiel er ein. „Und könnten wir uns an nichts als an Leiden erinnern, und Ihre Kindheit ist gewiß nicht Schmerz gewesen, so wäre dennoch die Erinnerung des Lebens theurerster Genus. Der Philosoph geht so kalt über das Wort Erinnerung weg, und bedenkt nicht, daß das Leben ohne Erinnerung aufhört, nur Daseyn eines Moments wird. Erinnerung knüpft allein die Zukunft an die Gegenwart, die Ewigkeit an das Leben.“

„Aber ist sie nicht auch eben darum die Mutter der Furcht? Das Thier kennt diesen bösen Dämon unsers Lebens nicht.“

„Ist sie nicht aber auch die Mutter der Hoffnung. O in der Zukunft ruht eine unendliche Sonne.“

„Aber auch ein dunkler Schmerz. Warum zittert der Mensch nur vor diesem Schmerze?“

„Ich setze voraus, Sie haben schon schwere, bitter-schwere Stunden gehabt.“

„O Gott!“ rief ich — „meine Eltern sind nicht mehr!“ Meine Thränen flossen bei den Worten.

„Weine auch nicht!“ sagte er und reichte mir die Hand. Ich legte meine Hand vertraulich in seine. Wir waren ja Beide verwaiset.

„Den Schmerz löscht die Zeit aus,“ fuhr er fort — „und die Erinnerung bleibt und zeigt nur auf die schöne Zukunft.“

Sieh, Hannchen, ich war der Nahrung meines bewegten Herzens nicht mehr mächtig. Er auch nicht. Ich wendete ihm meine Augen voll Thränen zu, und er nahm mein Tuch, und trocknete meine Thränen, und dann seine, die zu fließen anfangen.

So saßen wir einige Minuten, ohne zu reden, und diese Minuten machten mich gar nicht verlegen. Es war, als redeten wir eifrig fort, bis er mir die Guitarre in den Arm legte.

Ich griff in die Saiten und sang:

Von wannen Du, Jüngling, mit erschöpfender  
Fackel?

Nicht aus der Vernichtung dunklem Grabe ers-  
scheinst Du!

Ein Engel des Himmels, der Hoffnung leuchtend  
der Bote

Kommst du und kehrest ein seliger Engel zurück!

Ich spielte leise fort; aber ich sang  
nicht weiter.

Er fragte: „Von wem ist das Lied?“

„Von meiner Mutter.“

„Und die Musik?“

„Auch von ihr.“

Sieh, nun sah er mich mit großen  
Augen an, als ob das etwas wäre.

Nun gingen wir im Garten auf und  
nieder. Ich mußte ihm jede Kleinigkeit  
aus Werneberg erzählen, und immer  
hatte er noch nicht genug. Dann fragte  
er, wie ich in das Haus seiner Tante ge-  
rathen wäre.

Ich erzählte und er wurde nachden-  
kend. Auf einmal wendete er sich gegen  
mich, und sagte: „Ich möchte nicht gern,

daß meine Tante wüßte; ich wäre früher hier auf dem Garten gewesen, als im Hause. Sie werden es wohl verschweigen, wenn ich Sie darum bitte." Ich versprach es.

Dann küßte er meine Hand, sah mit einem sehr seltsamen Blick mir in's Auge, und ging.

Dun freilich ist es wahr, was sie von ihm sagten, und Rosalie ist, glaube ich, sehr glücklich, einmal mit diesem Manne zu leben. Ich war, da er fort war, so vergnügt; wie ein Kind, würde ich sagen, wenn ich nicht noch ein Kind wäre.

Ich erinnerte mich hundert Mal an jedes Wort, was er gesagt hatte. Mir fiel mit einer Art von Verdruß ein wie viel Schönes ich ihm hätte antworten können.

Ich fuhr in die Stadt zurück. Rosalie kam; ich glaubte, sie würde mir ankündigen: „Er ist da!“ Sie schwieg, und erzählte von ihrem Besuch. Den andern Tag kam er noch nicht. Den drit-

ten Tag erst stürzte Rosalie zu mir in's  
Zimmer, rief fast außer sich: „Er ist da,  
liebe Sophie! Ferdinand ist da!“  
und bat mich, sie kleiden zu helfen. Sie  
puzte sich — für ihn!

Mich dünkt, das hätte ich nicht ge-  
than. Und wer weiß denn auch? Aber  
doch freute es mich; denn sie war außer  
sich vor Freuden. Sie holte ihre beste  
Zeichnung hervor, legte sie für ihn zurecht,  
spielte eine schwere Stelle von einem  
Beethofen ein.

Ich drohete mit dem Finger, und sage-  
te: „Rosalie, ist das nicht Falschheit?“

Sie sah mich lachend an. „O,“ sage-  
te sie mit einer rührenden Aufrichtigkeit,  
und nannte mich zum ersten Mal: Du —  
„o, wenn Du liebst, Fiechen.“

„Wenn ich ihn liebe, er sollte mich  
nie anders sehen, als ich wirklich bin.“

Sie lachte; o das war nicht Recht.

In dem Augenblick kam das Mädchen,  
und kündigte an, Ferdinand sey bei  
der Mutter. Und ich? ich fuhr aufs Gut,  
ohne ihn zu sehen.

Fer:

Ferdinand an Karl.

\*\*n.

Hier bin ich wieder, lieber Karl, und das Geschick empfing mich — seltsam genug. Herold war nicht hier. Ihn hatte ich gewünscht, vorher zu sprechen, ehe ich zu Salm's ging.

Sieh, in der Ferne dachte ich an Drosalien mit einer Art von Verlangen; obgleich es mir zuwider war, daß man meine Hand, so zu sagen, verkauft hatte, und besonders, da ich glauben mußte, Drosalie wüßte so gut davon, als ich.

„Du hast ja Deinen freien Willen,“ sagte Herold. Aber da ich die Thürme meiner Vaterstadt wieder sah, ich weiß nicht, welsch ein unangenehmes Gefühl mich überfiel bei dem Gedanken: ich sey verkauft.

Ich höre, Herold ist nicht da. Ich kehre in einem Wirthshause vor dem Thore ein, lege meinem Bedienten Still-schweigen auf. Es fuhr mir sogar die L. Bändch.

Vorstellung durch die Seele, erst unbekannt zu sehen.

Seit vier Jahren hatte ich Rosalien nicht gesehen. Sie war ein Kind, da ich abreiste, ein schönes, ein liebliches Kind.

Ich hatte Briefe von ihr gelesen an Herold, die recht schön waren, vielleicht gar zu schön. Sie war gut erzogen; und Herold gab mir in jedem Briefe die Versicherung: Sie dächte besser, als sie schriebe, und ihr Herz sey das Beste an ihr.

Gut! so hätte man uns sollen gewähren lassen.

In meinem Wirthshause war ich nicht hundert Schritte von dem Garten entfernt, in dem ich meine Kindheit verlebte. Ich war gewiß, daß mich Niemand kannte, und hin war ich.

Man hatte einen Theil des Gartens so gelassen, wie er in meiner Kindheit war, und zwar auf Rosaliens Bitten, wie mir Herold schrieb.

In diesem Theile vergnügte ich mich,  
an allem, was ich sah.

Dann gehe ich dem Hause näher, dem  
Gartensaal, wo ich so oft gespielt hatte.  
Ich höre Gesang, von einer reinen himm-  
lischen Stimme, einfach, gerade wie ich  
ihn liebe. Ich schleiche mich an's Fenster,  
und da sitzt — Rosalie.

Denn wer könnte es seyn? Das ist  
ihr schwarzes Auge, das ist ihr dunkles  
Haar.

Sie singt italiänisch, so deutlich, daß  
ich jede Silbe verstehe. Ich stehe im An-  
schauen verloren. Meine Augen hörten,  
mein Ohr schaute. Und doch war mir's  
wieder, als könnte es Rosalie nicht  
seyn. Denn das Mädchen vor mir hatte  
doch ganz fremde Züge.

Ich stand hinter dem Fenster: Vorhan-  
ge von Zelänger: Zeligebler ganz sicher.

Ich fragte den Gärtner, wer die  
junge Dame sey.

„Eine Wamsel aus dem Hause.“

„Rosalie?“

„Ja, so heißt sie.“

Sieh, lieber Karl, hier verschwanden alle Zweifel. Sie sang nicht eine der modigen Opern-Arien, sondern alles, was sie sang, hatte einen hohen Sinn.

Sie legte die Guitarre nieder, setzte sich, und sann. Dann auf einmal sagte sie mit einem tief gefühlten Ausdruck ein Paar Worte, bald deutsch, bald italiänisch, deren Sinn ich nicht deuten konnte.

Endlich ging sie in's Haus.

Sieh, Karl, ich dachte, sie wird hinab kommen, und denke sie an mich, in mein Bosket. Und das sollte mir ein Zeichen seyn, daß der Himmel sie für mich bestimmt hätte. O wie der Mensch seine eiteln Begierden zu Befehlen des Himmels macht.

Ich schlich mich an das Bosket, und ich sah sie schon hinschlüpfen mit ihrem Instrument.

Sie hob an zu singen. Wachte ich eine Bewegung, oder was war's. Sie sah auf und erblickte mich.

In dem Augenblick, da ich ihre Stimme hörte, erstaunte ich. Sie war nicht Di

fallie; aber sie war der himmlischen Wesen eins, von denen wir oft träumen; die Lieblingstochter der Natur, und dennoch mit allen Reizen ausgestattet, welche die Kunst zu geben vermag, und die alle wieder nichts waren, nicht mehr Kunst als ihr Athmen, als ihre Schönheit.

Das Gespräch nahm gleich anfangs eine rührende Wendung; aber es war nicht das Haschen nach dem Augenblick, wo man den Ausdruck eines Dichters anbringen kann. Sie horchte so unschuldig auf das, was ich sagte, sagte dann eben so unschuldig, was sie eben dachte.

Ich reichte ihr, überrascht von irgend einem Gedanken, die Hand. Sie gab mir ihre, als wäre es nur eine schöne Bewegung. Ich reichte ihr die Guitarre. Sie senkte das Auge und sang, als hätte sie den Gedanken aus meiner Seele genommen. Ihre Mutter hatte Lied und Musik gemacht.

Ihre Mutter? Hörst Du? Ich fragte, mit ihr auf; und abgehend, nach ihren Eltern. Sie erzählte mir Wunder,

Wunder, die nur unsere Phantasie für möglich gehalten hätte. Endlich ging ich, nachdem ich sie gebeten, nicht zu sagen, daß ich hier gewesen. Herold hat sie in das Haus von Madame Salm gebracht. Das war zu untersuchen.

Ich kam träumend nach Hause. Ich träumte im Traum von ihr. Sie wohnte bei meiner Tante, und dennoch wünschte ich das Haus nicht betreten zu dürfen.

Am andern Morgen ging ich ganz früh zu dem alten Faktor, die ehrlichste Seele, die je einen Menschen beseelt hat.

Er fiel mir um den Hals voll Freude —

„Was mich zu wissen verlangt, lieber Brinke.“

„Ist gewiß Ihr Urtheil über Leben und Tod, solche Augen machen Sie.“

„Kann wohl seyn; über Leben und Tod? O ja, wie man es nimmt.“

„Herr Herold ist gesund.“

„Das frage ich nicht.“

„Mamsel Rosalie ist — schön“

„Es lebt in dem Hause eine Wamsel-  
Sophie.“

Der Alte machte große Augen bei dem  
Namen.

Ich erzählte ihm ruhig, wie ich ihre  
Bekannschaft gemacht.

Der Alte lächelte. „Ja, das begreift  
sich, wenn man nach vier Jahren zu  
Hause kommt, und ein junges, hübsches  
Mädchen empfängt einen mit Musik im  
Schatten einer Laube, wo man als Kind  
gespielt, so — geht ein junger Mensch  
mit allen Seegeln und allen Flaggen.  
Aber Wamsel Rosalie —“

„Ich bitte Dich, lieber Vater Brin-  
ke, wie kam Herold zu dem Mäd-  
chen?“

„Arme Rosalie! nicht einmal einer  
Frage bist Du werth! Doch Sie wissen  
ja, lieber Ferdinand, daß Herr  
Herold seine Geheimnisse fest hält.  
Aber ja ein Geheimniß ruht auf dem  
Mädchen, und ein Geheimniß, was auf  
eines Menschen Leben ruht, ist wie eine

geladene Gewitterwolke, die man nicht anrühren muß.“

„Wie lange ist sie hier?“

„Seit drei Monaten; aber zum Heuler, Rosalie —“

Endlich brachte ich ihn zum Sprechen, und da er von Sophien erzählte, da brach die Flamme der edelsten Begeisterung aus dem lang erloschenen Auge; da flossen von seinen Lippen dichterische Ausdrücke, kühne Wendungen, und es war, als hörte ich einen Jüngling von der Braut reden. „Aber Rosalie —“ so schloß er doch mit einem Seufzer.

„Und ich sollte nicht mit Entzücken von dem Mädchen reden,“ rief ich — „die Dich begeistert? Aber, Brinke, ich lege dieses Geheimniß auf Deine Seele.“

„Ich mag keine Geheimnisse!“ rief er.

„Und am wenigsten von einem Menschen wissen, der — zum Heuler, sind Sie nicht so gut wie versprochen mit Rosalien?“

„Alter Mann,“ sagte ich kalt —

„dränge Dich in keine Geheimnisse, denn,

sieh, lieber Vater, ich foderte gestern ein Zeichen vom Himmel, und der Himmel gab mir's. Sie kam in mein Siebüsch."

"Geh mit Deinem Himmel," rief er betrübt. — „wenn der Mensch eben Teufeleien ausheckt; der Himmel fehlt ihm nie. Ich will verschweigen, was ich jetzt weiß; aber alles andere sage ich Herrn Herold."

"O," rief ich — „ich bedarf jetzt eben eines Freundes."

Da fiel der alte Mann mir um den Hals, und rief: „Ich bin Dein Freund, Ferdinand! Unrecht wirst Du von mir nicht verlangen. Aber Du träumst, Ferdinand; denn Sophie, die Sophie, von der ich rede, singt nicht, spielt nicht. Es ist ein hübsches, natürliches, gutherziges Ding von Landmädchen, das freilich auch auf einem Throne sich nicht übel ausnehmen würde. Wann kommst Du? Man erwartet Dich!"

„Morgen!" rief ich und ging.

Ferdinand an Karl.

Ich kam und Sophie war nicht da. Nun ja, dann mag Rosalie sich zeigen. Man nahm mich gut auf; Rosalie mit einem wahrlich lieblichen Erbsen, mit einer so schönen jungfräulichen Ehen, und doch mit so viel Anmuth, Liebe, sogar möchte ich sagen, stiller, und doch warmer Liebe; kann ich hinzusetzen, daß ich — Gut denn, ich wollte, ich hätte jene Sophie nicht gesehen. Was Rosalie redet, ist gut gesagt; aber ich könnte fragen: Wo steht das gedruckt? Ueber Kunst — lieber Gott, mit einem Pathos mit einer Begeisterung — doch das ist die Narrheit unsrer Zeit. Sie singt, sie spielt, und recht gut, in der That recht gut.

Aber wenn sie singt und spielt, sitzt die Mutter da, hörend, triumphirend, mich anschauend, ob's Effect macht, und wirft der Base Margret, die allemal, wenn eine Stille entsteht, laut athmet, seufzt, und mit ihren Sammpantoffeln

Scharrt — Denn, lieber Gott, sie will auch gehört werden — wüthende Blicke zu. Margret, um zu zeigen, wie aufmerksam sie ist, fängt an, leise mit in den Gesang einzustimmen, ein gütiger Beweis, daß es nicht das erste Mal ist, daß Rosalie das Lied singt, wie die Mutter stolz versichert. Ach, Sophie sang ihres Herzens willen, und — und — lies ja aufmerksam, Karl. Niemand im Hause hier weiß, daß sie singt und spielt. Darauf spielte schon der alte Faktor an.

Rosalie zeichnet, mahlt, hat Gibbon gelesen, spricht französisch, macht Verse, Sonnets, hat spanisch angefangen; ach, ich fürchte, das alles sind nur die unsichtbaren Nese für — mich. Warum soll ich es nicht sagen?

Ich weiß noch viel mehr; denn Muhme Margret, der man Verschwiegenheit zutraut, weil sie ihre eigenen Geheimnisse verschweigen kann, erräth jedes Mal richtig ein Vertheil eines fremden Geheimnisses — Dame Margret, die Jeder hier im Hause als Fuhfadens,

Fühlhorn, Sonde und als Visitator ge-  
braucht; Dame Margret kam andern  
Morgen an mein Zimmer, pochte leise und  
jüngferlich an, öffnete noch leiser, ließ erst  
vor sich herein ihre beiden Bologneser,  
dann kam der Sammpantoffel, dann die  
schneeweiße Hand mit brabantur Manschet-  
ten, dann sie selbst durch die kleine Öff-  
nung der Thür. Ein Kurzsichtiger hätte  
die Fühlhörner aus dem lästernen Gesichte,  
aus den lauernden Blicken, aus der Röthe  
der Erwartung hervorkommen sehen.

Erst hielt sie mir stehend eine lange  
Lobrede; dann setzte sie sich, die Füße auf  
eine Fußbank, die beiden Bologneser,  
rechts und links neben der Fußbank, so  
daß mir ein Gemälde auf einem toskani-  
schen Gefäß einfiel, Helene auf einem  
Wagen, mit Hunden beivannt.

„Nun, Vetter, wie haben Sie das  
Haus gefunden? Die Geheimeräthsin?  
nicht wahr? recht wohl auf? Nun, eine  
glückliche Mutter hat ein Recht, ein we-  
nig stolz zu seyn. Und eine glückliche Mut-  
ter ist sie! Nicht wahr?“



„Dann — und Juliette? Lebenswerth, reizend mit ihren kleinen Zähnen? Sie sollte sie nicht haben; denn sie hat das Beispiel ihrer Schwester. Nicht wahr?“

„Freilich, Vase! freilich! Aber Sie, Vase, finde ich munter, wie eine Braut.“

„Eine Braut des Himmels! wenn Sie das meinen. Ruhe, Sorgenlosigkeit erhält jünger als Glück. Ich lasse die Menschen machen, und bekümmere mich um nichts.“

Man ging sie das ganze Haus durch, und endlich kam Rosalie. „Aber freilich“ — hier wurde der Fühlfaden zu einem langen Fühlhorn — „Sie sind verwohnt in der großen Welt. Rosalie ist höchstens eine Gesnerische Hirtin.“

„O ich bitte um Vergebung,“ sagte ich.

„Nun was ist sie denn? Freilich würde die Familie wünschen, sie sähen in ihr eine Göttin neben der Hirtin.“ Und nun zählte sie mir Rosalies Tugenden vor,

und hob an: „Sie ist eine Christin!  
Und das will mehr sagen, als eine  
Göttin.“

Von da kam sie auf meinen Vormund,  
den sie vor allen Menschen am meisten  
fürchtet, und am wenigsten liebet; denn  
trotz aller ihrer Fühlfäden hat sie noch nie  
etwas von ihm errathen, noch weniger  
herausgebracht.

Aber sein Name führe uns schnurge-  
rade auf Sophien.

Sie klagte erst, daß ein Mann wie  
Herold sich noch so viel mit der Welt zu  
thun mache. Er hat immer ein Duzend  
Geheimnisse.

„Was wetten Sie, Base, Sie haben  
noch mehr.“

Sie schmunzelte wohlgefällig. „Aber  
ich kann sie alle meinem Beichtvater ver-  
trauen.“

„Ein wenig aufgepußt und gemahlt,  
Base?“

„Da bringt er uns ein Mädchen,  
Bettler, vor etwa drei Monaten Namens  
Sophie. Woher gestoben und geslo-

gen, weiß Niemand. Was das Mädchen von sich und ihrer Bekanntschaft mit Herold erzählt, ist wohl ein pures Fäbelchen, oder ist's Wahrheit, doch wie Sie sagten, aufgepußt und gemahlt, geschminkt dazu. Warum ich Ihnen das erzähle? Es geht Sie so gut an, wie die ganze Familie. Denn wäre diese Sophie des Herrn Herold leibliche Tochter — eheleiblich will ich nicht sagen — so könnte er sie nicht lieber halten, nicht mehr empfehlen, ehren, achten, vorziehen und beschenken.“ Das letzte Wort betonte sie.

„So ist sie wohl seine leibliche Tochter!“ sagte ich lachend.

„So!“ rief sie mit weit offenem Munde — „also wissen Sie?“

„So wenig, als sein Beichtvater.“

„Nun hat Ihr Herr Vormund und Oheim — wie er Ihr Oheim ist, weiß auch Keiner, Sie selbst nicht —“

Das ist wahr, Karl!

„Sophien,“ fuhr sie fort — „hier unter der Signatur: Albert! hergebracht; aber ich glaube, gerade wie man

an eine Flasche Tokayer einen Zettel mit dem Worte: Brechmittel, bindet, damit Niemand darüber geht. Wir sollen nicht fragen, wer die Jungfer ist. Ein Landmädchen; ohne Erziehung, ohne Bildung, ohne, was man so recht Verstand nennt; aber hübsch und zuweilen spitzig wie eine Nähnaedel. Sie versteht keine Musik, hat nichts gelesen, ist nie in Gesellschaft gewesen; aber hübsch. Nicht grazide; aber hübsch. Kein savoir faire; aber hübsch, hübsch! Wie gesagt, es geht Sie so gut an, wie uns, wenn Sie anders, wie wir glauben, Ihres Vormunds Erbe werden.“

Das alles fiel mir auf. Sophiens Verschweigen ihrer Musik, das Verbergen ihrer hohen Bildung des Geistes; der Name Albert, der, ich weiß nicht wie, ein Geheimniß bezeichnet; meines Vormundes der mein Oheim nicht ist, Liebe für mich. Das alles fiel mir auf; und diese Dame Margret hat eine Gabe, auch einen Engel mißtrauisch zu machen. Um aber doch den Distriktor abzulenken;

ken; denn der Himmel helfe meinem Oheim, wenn die Base eines seiner Geheimnisse wüßte, was er zu verbergen Ursach hätte — um also ihre Zuhörner irre zu machen, sagte ich ganz feck: „Sophie — Schleicher erwan?“

„Ja, Vetter!“ rief sie, so schrecklich, und mit solchem Geräusch aufspringend, daß die beiden Bologneser mich angriffen.

„So? Die? Ihr Vater war der Besitzer eines kleinen Guts in \*\*, der ehrlichste Mann von der Welt. Die Mutter, Sophiens Mutter, die bravste Frau, Mutter und Wirthin, die je das Glück eines Mannes und ihrer Kinder gemacht hat. Der Vater stirbt, Base, die Mutter aus Gram hinter dem geliebten Mann her; der Sohn ist abwesend, in Italien, glaube ich. Am Begräbnißtage der Mutter führt — der Mutter Seegen ohne Zweifel — meinen Oheim nach Werneberg. Er sieht den Schmerz des Mädchens, fragt, hört, macht Ordnung, kurz ist Herold, wie er leibt und lebt, und das hübsche Mädchen, wohin an-

ders soll er's bringen, als hierher zu Ihnen, Base, wo sie ihr savoir faire wohl lernen wird."

Sie verbengte sich verbindlich; aber höchst verdrüßlich, daß die Sache so nach Gottes Ordnung und Gebot gekommen, daß nicht wenigstens der Teufel einen Finger und eine Sünde dabei hatte.

"Aber der Name Albert?" sagte sie mit neuer Hoffnung.

Ich lachte. „Ach, Base, wie weit stehen Sie hinter dem Oheim, der Ihnen ein Geheimniß wie dem Wallfisch eine Tonne zu spielen hinwirft."

Sie schlug mit der Faust in die offene linke Hand; aber dann fragte sie leise: „Das alles wissen Sie, Wetterchen?"

„Von Friedrich, der Werneberg gepachtet hat; von dem Prediger dort, von allen Leuten in Werneberg. Aber ist denn das Mädchen noch im Hause?"

„Nein, sie ist mit Madame Willich auf's Land gefahren: Sie kommt in ein Paar Tagen zurück."

Fortsetzung.

Nach vier Wochen.

Aus den Paar Tagen sind vier Wochen geworden, und jetzt, eben jetzt! Es ist, als wollte der Teufel sein Spiel mit mir haben. Eben jetzt! Und doch ist's die ehrliche Seele, der alte Faktor, der sein Mäschen in ein Spiel gesteckt hat, was er weder versteht noch leiten kann.

Sieh, der ehrliche Mensch, der die Brust voll unendlicher Liebe hat gegen alle Menschen, der seine ersten Spielkameraden aus seiner Kindheit nicht vergessen kann, glaubt, ich werde Sophien vergessen, wenn er sie mir vier Wochen entzieht.

Erschreckt durch die Wärme, womit ich von Sophien zu ihm rede, besorgt für den Wunsch seines Herrn, meines Vormundes, aus mir und Rosalien ein Paar zu machen, läßt er den Tag ein Wort fliegen, daß Herold es gern sähe, wenn Sophie einige Wochen auf's Land gin-

ge, ohne daß es merklich würde, daß er den Wunsch gehabt. Sophie reist ab und ich erscheine.

Nun ja, lieber Karl. Von meinem sebzehnten Jahre an wußte ich's, daß Rosalie für mich bestimmt war. Ob sie es wußte? O wie könnte Dame Margret schweigen? Nun ja, ihr Bild, der Name Rosalie waren Schutzengel der vier gefährlichen Jahre, wo ich nach meines Oheims Willen mein ganz eigener Herr auf Reisen war. Ich habe dem Mädchen in der That viel, mehr noch dem Vertrauen meines Oheims zu danken.

„Ich kann's mit Dir wagen, Ferdinand,“ sagte er, da ich Abschied nahm — „Dich, Deine Jugend, meine Erziehung, meinen Stolz auf Deinen Charakter, und meinen Glauben an die Jugend eines Jünglings Dir selbst zu übergeben. Täusche ein Herz nicht, das dich wie seinen Sohn liebt.“

„Ich täusche Sie nicht, Vater!“ rief ich, und ich hielt Wort. Das weißt Du.

Er sah mich lange und starr an, ohne etwas zu sagen. Dann zog er einen einfachen goldnen Ring vom Finger, sah mich wieder an und sagte: „Ich gebe Dir viel, Ferdinand, diesen Ring, den die reinste Liebe, das schönste Herz gab, und den die niegebrochene Treue trug; Du kennst meinen Wunsch, weißt, für wen mein Wunsch diesen Ring bestimmen möchte. Da! Liebst Du ein anderes Mädchen, als ich wünsche, so gib ihr diesen Ring, und denke dabei an Deinen Oheim, der alle seine Wünsche im Leben verfehlte, und zuletzt noch einen hatte, den Du ihm versagst, wenn Du den Ring weggibst! Und nun mit Gott!“

Ich mußte wohl an Rosalien mit Liebe denken; denn diesen Mann liebte ich unendlich, wie er mich übermenschlich liebte.

Sieh, Karl, in diesem heiligen Augenblicke warf ich mich auf die Knie, und rief voll unbeschreiblicher Liebe: „Ihm habe ich zu danken, was ich bin, was ich werde in Zeit und Ewigkeit!“ D

O ich mußte an Rosalien mit Liebe denken! und so kam ich hierher, und der Zufall — Zufall? — oder der Teufel, wenn ich Gott läutern möchte — führt mich auf den Garten zu Sophien.

Denn ich habe Dir, um mich selbst zu bereden, es sey so arg nicht! nicht die Hälfte gesagt. Denn wie ich sie sah, warf ich das Auge auf sie, wie ein Gefangener, wenn nach langen Jahren zum ersten Mal ein Lichtstrahl in sein Gefängniß bricht, wenn er zum ersten Mal die Götterstimme hört, die ruft: „Du bist frei!“

Und da ich komme, ist sie fort. Den dritten Tag schwebte mir die Stunde, da ich sie sah, nur noch wie ein schöner Traum vor der Seele. Alles Alte wurde wieder neu. Rosalie, meiner Kindheit Gespielin, stand wieder vor mir, und fragte: „Wissen Sie, Ferdinand, wie Sie aus dem Fenster auf's steile Dach stiegen, und ich vor Angst um Sie Feuer aus dem Fenster schrie?“ und sie knüpfte alle die alten Freudenbänder wieder um mein Le-

ben. Das Andenken an meine Kindheit; nicht an ihre eigene, hatte so etwas Einschmerzendes, Zärtliches, Feines. Sie hätte mich nur nicht auf den Garten führen müssen, nicht in das Gebüsch, wo ich neben Sophie saß. Dann war's, als wenn plötzlich alle Bande der irdischen Lust um des Menschen Geist zerreißen, und er empor schwebt in das reine Licht des Himmels.“

„Ich dachte,“ sagte Rosalie traurig — „der Anblick des Boskets sollte Ihnen so wohl thun. Was ist Ihnen?“

„Es thut mir wohl, Rosalie!“ rief ich, ihre Hände drückend, um sie um Verzeihung zu bitten.

Gut. Ich schwor dann, der schöne Traum sollte mir ein Traum seyn, und weiter nichts. Und ich besah den Ring, drückte ihn auf mein Herz, auf meine Lippen, und schwor, und brach alle meine Schwüre, und schwor sie auf's neue, wenn ich sah, wie sie mich alle hier so weich hielten, wie Rosalie sich fern von mir

stellte, als wollte sie von der Liebe nur, was ihre Liebe wünschte.

Da kam unvermuthet mein Oheim. Er flog in meine Arme, und rief: „Bist Du da? Nun denn! So habe ich doch eine, eine Freude. Es geht mir übel. Da renn' ich in der Welt umher, suche und finde nicht. Und was ich Schönes fand, und ich fand Schönes, verlor ich, Ferdinand!“

„Das ist des Menschen Geschick, lieber Vater.“

„Was Du meinst, o das — das weiß ich. Ich aber fand in der Jugend alles, und verlor in der Jugend alles — das mein' ich!“

Ich stugte. Er warf seinen Blick auf meine Hand, auf den Ring; drückte die Hand an sein Herz, und sagte lächelnd: „Ich danke Dir, Ferdinand.“

Ich lächelte. Niemand verstand uns.

Er setzte sich zu seiner Schwester, die er wie alles mit Inbrunst liebt. Man sah, es lag ihm etwas schwer auf dem Herzen; denn mitten in dem freudig-

sten Ergüsse seiner Liebe schüttelte er heftig den Kopf, rieb mit der Hand die Stirn, und stampfte mit dem Fuße.

„Hol's der Henker!“ rief er; und ließ ein Paket bringen. Er öffnete es, und zog für die Base Margrete schön Spitzen hervor, für Schwester und Julietten prächtige Geschmeide, und für Rosalien ein Kleid, zu prächtig für Besuche, zu ernst und einfach für den Ball, und hing es lächelnd auf Rosaliens Arm.

„Ach, ein Brautkleid, Rosalie!“ rief die Base mit zellergroßen Augen.

„Ist Rosalie Braut?“ fragte er sehr ernst — „oder was haben Sie zu deuten? So trägt man es in Hamburg, Rosalie! ohne Braut, ohne etwas in der Welt zu seyn, als ein Mädchen oder eine junge Frau.“

„Also in Hamburg, Herr Wetter?“

„Ja, wo ich zwischen eine Schlägerei der Zuckerfieder, Gesellen und der Stadtdragoner gerieth, und Stöße und Schläge

von beiden Parteien erhielt, wie es immer geht wenn man zu keiner gehört."

Er erzählte sein Abenteuer drollisch genug. Er hatte Jemanden gesucht.

„Wen suchten Sie denn, Herr Wetter?"

„Ach, Base," sagte er höchst schmerzhaft — „ich suchte einen Mörder, um ihn vom Tode zu nehmen und an ein warmes Herz zu pressen, bis er vor Wonne stürbe."

„Bewahre Gott!" sagte die Base, sich kreuzend.

Aber ich sah an seinen Augen, die übergingen, es war etwas an den Worten.

Er legte die Hand vor die Augen und blieb lange so stehen. Dann sagte er wehmüthig, und jedes Wort kam aus einem zerrissenen Herzen: „Werde ich noch Eine Freude haben?"

Da schwoll mein Herz, Karl, meine ganze Seele erhob sich. Und da er sich nun zu seiner Rechte drehete, und, seinen Schmerz überwältigend, fast komisch fragte: „Was hat denn Euch der mitgebracht,

der aus den Hauptstädten Europa's zurückkehrt?"

„Gar nichts!“ riefen die Mädchen. Da griff ich in die Tasche, und schenkte Julietten eine sehr schöne Bomboniere aus Paris. Sie stand neben mir.

Rosalie sah mich lachend an.

„Ja,“ rief ich — „Sie müssen aber vorlieb nehmen, Rosalie, mit diesem Ringe.“ Ich zog meines Oheims Ring vom Finger, und sagte: „Dieser Ring ist ein theures Geschenk von meinem aller edelsten Freunde. Er sey Ihnen ein Andenken an unsere Freundschaft!“ Der Vase schenkte ich einen Ring, der statt eines Steins einen kleinen Thermometer hatte. Während ich den Gebrauch des Ringes der Vase erklärte, die in jedem Zimmer Thermometer hatte, besah Rosalie ihren Ring, und fragte: „Was die Buchstaben in dem Ringe bedeuteten.“ Die Buchstaben hießen L. B.

Mein Oheim seufzte auf. Ich sagte ruhig: „Es ist der Name des ersten Ver-

sifers. Der ist jetzt in der vierten Hand schon.“

„Das bedeutet nichts Gutes,“ rief die Base.

Wir lächelten alle. Mein Oheim mit einer schönen Behmuth. Ich mit dem stolzesten Gefühl meines Oheims einzigen Wunsch zu erfüllen, Rosalie mit einem sanften Erröthen, aber doch ungewiß.

Mein Oheim aber schloß mich an die Brust mit unendlicher Liebe, und sagte: „Ferdinand, ich weiß, Du bist wieder gekommen, wie ich Dich wegschickte! und so sey Gott der Barmherzige gelobt!“

Nun aber wendete er sich zu seiner Schwester, und fragte: „Wo ist denn Fietchen?“

„Bei der Madame Willich auf dem Gute!“

„Was soll das? was soll sie da? Das Land kennt sie; aber die Welt nicht. Schick den Wagen hinaus und laß sie holen. Was soll sie da, bei der mährischen Frau? Laß sie holen!“

Er schellte. Der Wagen mußte den

Augenblick abgehen. Er fragte nach allen Kleinigkeiten, die das edle Mädchen betrafen, und mit einer so herzlichen Theilnahme, daß mir der Base Geheimniß, was auf dem Mädchen lag, wieder einfiel. Ich ging.

Mein Oheim kam mir nach auf mein Zimmer. Er wußte wohl, daß ich mit Rosalben auf ewig verlobt war in dem Augenblick, da ich ihr seinen Ring gegeben; aber er sagte kein Wort darüber. Er drückte mich nur herzlich an seine Brust. Ich mußte ihm beschreiben, wie man die Papyrusrollen aus Herculaneum aufrollt.

Ich beschrieb es ihm.

„Gerade so rollt sich die Schicksalsrolle des Menschen auf, Zeile nach Zeile, und am Ende ist's doch nicht zu lesen. Die draußen versteht's besser.“

Er meinte die Base Margret, deren Pantoffelklappen wir im Korridor hören.

„O,“ setzte er hinzu — „wie kann eine menschliche Brust so leer an eigenen

Geheimnissen seyn, daß man immer mit fremden zu thun hat! Sie will wissen, was die Buchstaben im Ringe L. B. bedeuten.“

Er ging und Margret, mit der Würde eines Abgesandten, — sie war gesandt — trat herein.

Sie setzte sich, machte zehn Uebergänge, die nicht gerietben. Endlich dankte sie für den Ring mit dem Thermometer. „Aber wissen Sie wohl, Wetter, daß ein geschenkter Ring zu Erwartungen berechtigt?“

„Hier ist meine Hand, Vase,“ rief ich lustig — „ich nehme Sie beim Wort.“

„Sie verstehen mich wohl, wenn nur andere Buchstaben darin ständen. L. B.“

„Die sollten in jedem Ringe stehen: Lug Betrug.“

„Rosalie sah gerade aus, als sähe sie über die beiden Buchstaben weg, und dachte nur an den Ring.“

„Wie steht denn einer aus, wenn er das thut?“

„Sehen Sie. Erst erröthete sie.

Das sahen Sie selbst. Dann machten die beiden fremden Buchstaben sie nachdenkend. Dann, da Sie hinaus waren, hatte ihre Phantasie einen andern Weg genommen; denn sie küßte den Ring, sich abwendend, drückte ihn auf ihr Herz, und zwei Thränen zitterten in ihren Augen. Sie legte die zitternden Thränen und das zitternde Herz an der Mutter Brust, und hatte das — schöne Kleid vergessen, das doch auch von Bedeutung war, als ob Sie und der Better Einen Gedanken gehabt hätten.“

Sieh, Karl, dieser Drache von Mädchen bewegte mich dennoch tief mit dieser Beschreibung.

„Und bedeuten diese beiden Buchstaben, wie Sie sagten, Lug und Verrug! so fingen Sie damit an, womit andere Männer endigen.“

Sie wartete auf Antwort. Ich schwieg aber. „Und wenn ich nun erriethe, was diese beiden Buchstaben Besseres bedeuten? Denn ich habe diesen, eben diesen Ring mit den Buchstaben schon an einer andern

Hand, als an Ihrer und Rosalkens, gesehen. Ihr Herr Vormund war auch einmal jung, und recht jung, das glauben Sie mir.“

„Liebe Base, ich wünschte zu Gott, Sie wären auch einmal jung gewesen, und recht jung, so hätten vielleicht Anderer Geheimnisse Ruhe vor Ihnen.“

Hier blähte sie sich stolz auf, legte die Hand auf's Herz zum Schwören. Ich rief: „Schwören Sie nicht, Base! denn ich schwöre, Sie haben sich viel verziehen, was Sie jetzt Niemanden verzeihen.“

Sie erschraek doch ein wenig, und ich freute mich, daß ich den Drachen ein wenig gezähmt hatte.

„Luise Bern heißen die beiden Buchstaben,“ stieß sie in ihrer Verwirrung gewiß wider Willen hervor; denn sie bat mich, erblässend und ängstlich, nie die beiden Namen meinem Oheim zu nennen.

Ich mußte versprechen, zu schweigen, und sie sagte: „Ich kann vielleicht einmal dankbarer seyn, als Sie glauben.“ Dann ging sie.

„Luise

„Luise Bern?“ Ich hatte den Namen nie gehört.

Fortsetzung.

Ich bin mit Rosalien verlobt, das weiß ich. Nun ja doch, ich weiß es; trotz der beiden Buchstaben, die eine ander Deutung zulassen. Aber ich gäbe mein Leben dafür, alles, nur meine Hoffnung nicht, wenn ich den Ring wieder hätte.

Rosalie hatte den Ring noch nicht an den Finger gesteckt; da that mein Oheim die Frage: „Wo ist denn Fieken?“ Ich mußte das Zimmer verlassen, um nicht meine finstere Unruhe zu ver-rathen.

Der Wagen, der sie holen sollte, rollte fort. Ich sah wie gedankenlos hinter ihm her. Unter mir sah mein Oheim ebenfalls aus dem Fenster, und rief dem Kutscher zu: „Grüß sie von mir und fahr rasch!“

Nach zwei Stunden konnte sie kom-

men. Mein Oheim sah ihr entgegen, ich über ihm auch.

Da kam der Wagen. Mein Oheim stand vor der Thür. Er öffnete den Schlag, und Sophie lag an seiner Brust.

„Mein Ländchen! mein Hühnchen! mein Herzchen! welcher Geier führt Dich denn eben weg, da ich komme?“

„O mein Vater!“ rief sie mit der schönen Stimme, und schlug die beiden schnee-weißen Arme um seinen Hals. Und so trug er sie in's Haus.

Die Base hat Recht. Da liegt ein Geheimniß.

Sieh, und nun eben jetzt, muß sie kommen! Eben jetzt. Eine Stunde früher, und eines Menschen Glückseligkeit war gerettet; und laß mich auch sagen, so hochmüthig es auch klingen mag, ihre Glückseligkeit auch. Denn sieh, ich, ich rolle die Schrift ihres Schicksals auf. Ihre Schönheit, — denn das ist der einzige Buchstabe, den die Männer hier von der heiligen Schrift ihres Wesens verstehen

werden, — die Liebe meines Oheims für sie, sein Reichthum, die reiche Aussteuer — als wäre sie sein leibliches Kind, wie die Base sagte — und wer weiß, ob sie es nicht wird — werden tausend Liebhaber heranzlocken. Der Oheim wird in sie dringen, die Tante will sie los seyn — die Base wird irgend eine ihrer Schwächen, die an der Base eine Tugend seyn würde, ausspioniren, und dann rufen: „Deine Hand, oder —“

O geht zum Teufel, alle und jede!  
Aber es ist so, so ist's. Du wirst sehen.  
So ist's! so ist's! —

Sich hörte unten das falsche Freuden-  
geschrei ihres Empfangs. Das Falsche!  
Denn es muß endlich heraus. Sie heu-  
cheln Liebe gegen das Mädchen, weil der  
Oheim ihr Beschützer ist, und weil sie sei-  
ne Erben sind. Rosalien nehme  
ich aus.

Sie hassen sie sogar; denn Sie wissen  
nicht, wie nahe sie Herolden angeht.

Das alles habe ich von dem Faktor,  
vor dem Sie sich nicht in Acht nehmen,

weil Sie meinen, er kann nur Geld zählen.

Geld zählen? Mich, den er liebt, hat er in den Abgrund gestürzt. Denn er war's, der Sophien wegschickte.

Sonst hätte ich den Ring noch, und ich läge jetzt vor meines gültigen Oheims Füßen, und sagte: „Gib mir Sophien! Wer sie ist? Ich mag es nicht wissen. Und ist sie Deine Tochter, so gib sie mir, damit ich Dein Sohn werde!“

O ihr Schutzgeister der menschlichen Treue! was träum' ich? — O! —

Ich saß auf meinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt, und grollte mit mir selbst; da flog die Thür auf, weit auf, und Sophie flog in mein Zimmer.

Sieh, ich Thor! ich toller, wahnwitziger Thor; ich denke, das Schicksal läßt den verhüllenden Schleier fallen, und sie will in meine Arme fliegen, und rufen: „Ich liebe Dich!“

Das dachte ich wahrhaftig. Da aber trat mein Oheim auf die Schwelle, mein

Traum zerflog unter seinem lauten Gelächter, mit dem er rief: „Das ist mein Fielchen, Ferdinand! das ist mein Ferdinand, Fielchen, von dem Du noch nicht eine Sylbe weißt.“

„O ja!“ sagte sie langgezogen und ihm zunickehend — „wie kennen uns schon!“

„Wer? wie? wo? wann oder zu welcher Zeit?“ fragte er, erstaunt und komisch zwischen uns tretend.

Sophie erzählte mit ein Paar Worten, dann ich mit ein Paar.

„Kinderchen,“ rief er laut — „daß die heilige Margret nicht ein Wörtchen davon gewahr wird, sonst macht sie daraus eine Weltgeschichte, worin Wiltons Sünde die mit dem Teufel und von dem Teufel hoch schwanger ist, vorz kommt. Wie ein Mäuschen geschwiegen! Ja, ja, Täubchen, Du kennst diese heilige Margret noch nicht die gibt Taubstummen und Steinen die Sprache, und versteht die Gedanken der Bildsäulen. Und denke, Ferdinand, diese Relazion

würde sie, unter Ach und Wehe! No-  
saliem zuraunen, den Ausrufer sie an  
allen Kreuzstraken ausrufen lassen, und  
dabei sagen: „Behüte mich, barmherz-  
ger Gott! vor allen Zungen-Sünden.“  
Ja, Täubchen, hast Du einmal etwas auf  
Deinem unschuldigen Herzen, was geheim  
bleiben soll, so hüte Dich vor der heiligen  
Margret; denn wie eine Schlange ein  
unschuldiges Vögelchen durch ihre giftigen  
Blicke in den offenen Rachen zieht, so  
zieht Margret jedes Geheimniß mit  
ihren Augen an sich, um es zu vergiften.  
Gott sey bei uns, da ist sie schon! Ihre  
Pantoffeln laß ich in Gold fassen, wenn  
sie todt ist; denn das ist die Klapper der  
Schlange, mit der sie klappert, ehe sie  
zufährt.“

Sie kam. Nun fuhr er eifrig fort:  
„Siehst Du, Ferdinand, das ist  
mein Fielchen, aus Werneberg,  
die ich lieb habe, wie meine Tochter.“

„Der liebenswürdige Reiz der schön-  
sten Natur!“

„Recht, Base! Ich fürchte nur, Sie

führen, wie die Göttin Fama, zwei Trompeten."

Der Streit nun, worin Beide geritten, führte mich über den schwersten Augenblick meiner Verwirrung glücklich weg.

Sie gingen. Ich blieb allein, großend mit meinem Schicksal; ach! denn sie war unendlich schön. Ich ließ mein Pferd bringen. Ich ritt davon. Ich kam um Mitternacht erst zurück. Aber was hilft's, morgen muß ich sie doch sehen. Morgen, und Rosalie? Leb wohl!

Ferdinand an Karl.

\*\*n.

Sieh, ich wollte, ich könnte meine eigene Geschichte lesen, ich würde sagen: Der Narr, warum stellt er sich hin so nah an die Flamme? Warum tritt er nicht zurück? Warum verschenkt er Ringe aus Großmuth, als ob er in der Brust nichts hätte, als Einen Willen, der unverän-

bert fest steht, wie das Ewige? Sieh, ich sehe wie jener zum Tode Verdamnte, den der grausame Richter vor eine Uhr stellt, damit er die Stunde, die er noch zu leben hat, Sekunden weise abzählt. Mich schauerte, da ich es las. Und jetzt stehe ich an dem Stundenzeiger der Zeit und meines Schicksals, und kann voraus sagen, in welcher Sekunde ich von dem Kampfe mit der übermächtigen Liebe und meiner Ehre, ermüdet, fallen werde.

Und wenn ich vergleiche — O bin ich nicht ein Thor? Wo ist denn wer glücklich, wenn er zu vergleichen anfängt? Weiß ich das nicht? Aber wenn ich vergleiche, Rosalien und sie? Sie, die wie eine junge Palme gen Himmel schlank und lehend sich erhebt, aus tausend Blüthen jedem Zephyr die Wohlgerüche mittheilt, und Rosalien, der man bei jedem Schritte den Tanzmeister ansieht; wie der Dianenbaum, starr und kalt, aus Silber geformt; Sophiens Zauberlächeln, in dem die frohe Seele sich öffnet,

und Rosaliens Lächeln, ich will wetzen, wohl berechnet, und vor dem Spiegel einstudirt; wann ich mit Sophien tanze, als ob der Freude schöpferischer Hauch alle Blüthen des Lebens mit Lust bewegt, und Rosalien, die für den Zuschauer tanzt, nicht für sich.

In dieser Gesellschaft war ein armes Mädchen, das, betrogen von einem vornehmen, reichen Wetterhahn, einsam, ohne Tänzer da saß, die Zielscheibe der Schadenfreude, und unverdienter Verachtung. Die Geschichte des armen, verlassenen Mädchens gab uns, mir und Sophien, die Base Margret mit lachendem Giste.

„Sieh, da hättest Du die Blicke voll des schönsten Mitleidens sehen sollen, die sie auf das arme Mädchen warf, wie ängstlich sie ausah, wie sie mir sagte: „Nein, ich tanze auch nicht mehr!“ Mit welchem Ton sie das sagte. Wie ich nun das arme Mädchen auffoderte, und Sophie sich mir gegenüberstellte, und mir mit ihrer eigenen Heftigkeit zunickte, zu

küchelte, zuwinkte, und sich dann dem Mädchen zugesellte, und aus den erblaßten Wangen eine neue Lebensröthe mit ihrer demüthigen Freundlichkeit hervorlockte, und dem erloschenen Auge wieder Feuer gab, und der furchtsamen Brust wieder Muth.

Das sah Niemand, als Engel, und ich, und meine Liebe flammte wie eine Tugend, wie meine ebelste Handlung hervor. Wie hätte ich sie nicht lieben wollen? —

Ich weiß wohl, was Du sagen wirst. Meinst Du, ich überhöre die Stimme meines Innern? Und überhörte ich sie, so steht da Rosalie, und da mein Oheim! und mein Schicksal hat das Urtheil gesprochen. Und darum eben — Ich wollte Dir einen langen Brief schreiben. Aber es ist an diesem genug, und gelänge es mir, Dir begreiflich zu machen, wie heilig, wie rein, wie liebenswerth sie ist, so wäre es eben das; denn hat nicht Rosalie meinen Ring. Und so leb wohl, wenn es einem Sterblichen ge-

geben ist, wohl zu leben auf diesem verkehrten Planeten, der keinen Bannsch erfällt, als den der Ehrgeiz, die Habsucht und die sinnliche Lust thut.

Herold an Freimann.

\* \* n.

Ich komme auf den Gedanken, lieber Freimann, daß in dem Paradiese, das ich für mein Alter so änsig aufgebaut habe, schon wieder der böse Feind unsichtbar umher spaziert, um wo möglich ein Fegefeuer für mich daraus zu machen. Ferdinand, zum Beispiel, der mein Held ist, und es, so Gott will, bleiben soll, sitzt zuweilen da, pipend wie ein krankes Vögelchen auf dem Boden des Bauers, und was ihm ist, mag der Himmel wissen. Zwar rafft er sich auf, wie es Recht ist, schlägt mit der Faust hinein, wie es Recht ist, hält sein Haupt hoch, wie ein Kranker von der Art soll. Aber der mag sich aus seinem Labyrinth herausfinden, so

gut er kann, und er findet sich auch heraus.  
Sollst sehen!

Ich fragte ihn zuweilen gern; aber  
eher erhältst Du von einem Felsen Ant-  
wort, als von dem. Er muß seine Sa-  
chen mit sich selbst ausmachen, gerade wie  
ich. Den habe ich der Hand des barm-  
herzigen Gottes empfohlen. Basta!

Aber, aber — seit ich mehr zu Hause  
hier bin, will mir es manchmal vorkom-  
men, als wäre nicht alles, wie es seyn  
sollte. Mein Schwager, der Herr Ge-  
heimerath Salm, ist der Geheimerath  
Salm, eine Rechenmaschine, ein Zähl-  
brett, eine trockne Geldklage. Wenn er  
in's Zimmer tritt, hinter jedem Ohr eine  
Feder, und aussteht wie der Sekretärvogel  
in Afrika; und mit den starren Augen  
dasteht, oder sitzt, weder Frau noch Kin-  
der sieht, sein Essen am Tisch, wie der  
Strauß heiße Kohlen, verschluckt, Ther-  
wasser statt Wein tränkt, weil er rech-  
net, und rechnet, und rechnet. Nun so  
— so ist es; obgleich ich nicht begreife,  
wie irgend ein Mensch so seyn kann. Ge-

brauchte er das Geld zu irgend etwas für die Eitelkeit oder so; aber nein! er ist ein reiner Geizhals, der nichts fürchtet oder liebt, als seine Frau.

Seine Frau? Ich habe meine Schwester unbeschreiblich geliebt in meiner Jugend. Es ist eine weltkluge Frau, die gern oben, ganz oben hinaus möchte. Wer mag das nicht? Sie weiß nicht zur Hälfte, wie reich ich bin. Und das ist gut.

Rosalie ist ein liebes Mädchen; der Teufel! ich muß an alles ein verdammtes Aber hängen. Aber muß ich das nicht auch bei mir selbst?

Sieh, ich dachte Wunder, wie gut alles hier stünde; aber — da ist das verdammte Aber wieder.

Wir waren auf dem Landhause des Präsidenten N. N. Der Mann hatte eine Geldsache mit Galm, wobei man mich gebrauchte. Nach Tisch sind wir im Garten, da führt sein Stück einen italienischen Knaben von eif Jahren daz her mit einem Kasten voll kleiner Waare.

Der Präsident macht eine Lotterie für das junge Volk aus des Vurschen ostindischem Hause, das er auf dem Wagen trägt, und dem Knaben leuchtete die Freude aus den schwarzen Augen, und im ziemlich gebrochenen Deutsch stattete er seinen Dank ab.

Ferdinand und ich fragen den Knaben italiänisch nach seinen Umständen. Fiechen — nein, bei der habe ich kein Aber — steht dabei und horcht, als ob sie uns verstände.

Der Knabe erzählte eine lange Sammergeschichte, erzählte mit der Hefigkeit seiner Nation, wie er zehn Jahr alt allein sich über die Alpen gebettet, von den Seegen seiner armen Mutter begleitet, wie er ihr versprochen, nach einem Jahre zurückzukommen, und ihr seinen Verdienst zu bringen,

„Jetzt,“ rief er — „heute!“ so rief er mit leuchtenden Augen, deren Flammen von Thränen ausgelöscht wurden, und sah die Hand voll Geld an, die er hatte. „Heute will ich zurück!“

Es war Wahrheit, reine Wahrheit in seiner Versicherung.

Fietchen griff in ihren Strickbeutel, und gab dem Knaben noch ein Stück Geld, und bat ihn, seine Mutter zu grüßen, und sie ewig zu lieben, und das in so rührenden Ausdrücken, daß der Bursche, ergriffen davon, ihren Armel nach seiner Landessitte küßte.

Alles machte große Augen; denn Fietchen sagte das alles italiänisch, und der Knabe rief, außer sich vor Entzücken: „Sie, Signora, sind meine Landsmännin; denn so redet kein Deutscher meine Sprache.“

Hier erröthete das Mädchen, und schlug die Augen nieder. Aber ich und Ferdinand zwangen sie, fortzureden.

Des Knaben glückliche Stunde hatte geschlagen. Ich gab ihm und reichlich; aber Ferdinand gab auch; der Knabe sah es an, und fiel auf die Knie vor ihm.

„Grüße Deine Mutter,“ sagte Ferdinand — „und liebe sie ewig!“ Sophiens Worte.

Ich allein wußte, woher Fietchen so fertig italiänisch redete.

Da ich gleichsam triumphirend umher sah, sah ich auf Rosalies Gesicht — das ist ein häßliches Aber; aber ich hoffe, ich habe mich geirrt — einen Zug von Unmuth, von Neid.

Nun, warum mußte auch Ferdinand mit Fietchen fortreden? und zwar italiänisch, was Rosalie nicht verstand. „Eifersucht!“ dachte ich; denn, obgleich Ferdinand sehr fremd mit Fietchen war, was mich sogar zuweilen ärgerte: so war dennoch sein Betragen gegen sie voll Ehrerbietung. Kurz, ich dachte meinen Theil, aber lachend noch.

Aber nun gingen wir wieder in den Salon. Der Präsident holt einen Kanon zum Singen für vier Diskantstimmen hervor, das neue vom Tage. Seine Tochter und meine beiden Nichten fielen darüber her; denn sie wollten sich auch zeigen.

Es fehlte die vierte Diskantstimme. Ich wußte von Albert, wie schön Fietchens

hens Mutter gesungen hatte. Ich gab also die vierte Stimme Fietchen. Sie sah mich bittend und verlegen an.

„Man muß sich niemals zieren, liebes Fietchen!“ sagte ich. Sie nahm die Stimme, und die vier Mädchen traten an's Instrument. Fietchen fing zuletzt an; aber da sie die schönen Augen auf das Blatt heftete, die Brust voll Athem zog, und nun ihre Stimme erhob, diese reine, volle, runde Stimme leise erhob, um die andern nicht zu überfingen, und aber nun, da wechselnd ihr Solo kam, und ihre Stimme wie eine volle Orgel durch aller Seelen Drang, und sie dann den letzten Ton leise aushauchte, bis die andern wieder einfielen; und nun am Ende der Kapellmeister von dem Instrumente aufsprang, Fietchen, die Hand küssend, eifrig fragte: „Wer war Ihr Lehrer?“ und sie beschämt sagte: „Meine selige Mutter!“ da ertappte ich ein häßliches Aber — meine Schwester auf einem höhnischen Gesichte und Rosalien — zum Henker, der Ferdinand stand auch da, wie eine bezau-

berte Statue — und Rosalien auf einem Gesichte voll Neid.

Ich kann nun nichts weniger leiden, als Neid, obgleich ein wenig Eifersucht dabei seyn mochte. Denn Ferdinand stand da — aber zum Hecker, wir standen, wir Männer nämlich — denn die Weiber, auch die beste, mögen keine andere Bewunderung leiden, als ihre eigene — alle da, wie Ferdinand.

Ferdinand schlug, statt fortzusingen, wie ich dachte, und sogar wünschte, ganz querfeld ein einen Spaziergang vor.

Meine Schwester, die mit mir zurückblieb, sagte: „Die Stunde, lieber Bruder, hättest Du meinen Kindern wohl ersparen können. Meine Mädchen haben zum Mindesten das Gute, daß sie mit ihren Talenten nicht, wie eine Göttin, vom Himmel fallen.“

Alle Welt, Breimann, da schlug ich los, ohne Erbarmen. Meine Schwester troch auch zu Kreuze; aber so malgré, so übelläunig, so maulend, so un-

geschickt, daß mir allerlei Bedenklichkeiten einfielen.

Sie machte Fiekchen ein Kompliment über ihre Stimme, sie war wieder zu sich gekommen. Die Heuchelei ärgerte mich noch mehr; und da ich nun zu Hause meinen Zorn gegen meinen alten ehrlichen Faktor Brinke ausschütete: so gießt der Alte statt Wasser — wie er sonst thut — Del in's Feuer, nur mit Blicken, Achselzucken. Seit dem seh ich den Teufel in meinem Paradiese umherspulen.

Rosalie ist gegen Fiekchen freundlich wie ein Eichhörnchen. Das ist gut; aber —

Die Base schleicht um mich her, und hat mich benändig auf der Solter über meine Absicht mit Fiekchen.

Guter Gott, ich will sie so glücklich machen, als es in der Macht eines armen, sündigen, schwachen Menschen steht; aber die Base traute eher dem Teufel, als mir.

Fortsetzung.

Zu gleicher Zeit strunt alles auf mich ein. Albert erstlich, der, das weiß ich, an keinem Herzen seine Ruhe wieder finden kann, als an meinem. Das weiß ich.

Ich bin überall gewesen, wohin ich hoffen konnte, daß seine Phantasie ihn führen würde, oder seine Liebe. Und überall vergebens. Ich war bei dem Major, und in der That; seitdem habe ich ihn ehren lernen, den Greis, der ein solcher Mann ist.

Ich traf ihn unter vier Kindern von acht bis vier Jahren. Ein lieblicher Anblick, den schönen Greis, mit ganz weißem Haar, aber einem Auge voll Feuer, mitten in der Gruppe der vier lieblichen Kinder zu sehen.

Da ich meinen Namen nannte, schützelte er die Kinder ab, und nahm mich in seine Arme.

„Was sagen Sie, Herold?“ rief er.  
„Ich hatte Lust, da mir an jenem Tage

die blüttige Schärpe gebracht war, mich gegen den Himmel zu empören, ich wollte mein eiderdaun, weiches Herz so hart machen, als des Menschen Schicksal.“ „Welche Sicherheit ist im Leben?“ rief ich. „Welche Hoffnung? Wenn das Geschick dem Bruder gegen den Bruder das gräßliche Mordeisen aufzwingt, und dann mehr als Ein Todesurtheil über ihn ausspricht: „zu leben, bis Gram und Neue ihn tödten!“ denn Albert ist unschuldig. War ich's nicht auch? und der Name Dronten starb mit Vern.“ So sagt' ich! so dacht' ich! Und sehen Sie, da spiel' ich wieder wie ein Kind mit Kindern. Haben Sie Nachricht von Albert?“

Ich gab ihm den Brief, und sagte, daß ich ihn nicht gefunden.

Es las den Brief mehrere Mal. Dann sagte er: „Gott verläßt auch den Unglücklichsten nicht, nicht den Schulbigen. Sehen Sie, die Hoffnung hat ihn schon in unsre Nähe geführt. Wir sehen ihn wieder; glauben Sie mir.“

Es waren vier verwaisete Kinder armer Offiziere, die er erzog und die ihn glücklich machten.

Ich fragte nach Alberts Schwester.

„Sie hat auf einem andern Wege Ruhe gefunden!“ sagte er — „auf einem andern freudentlosen Wege. Ich —“ hier nahm er das jüngste Kind auf seinen Arm, drückte das blonde Köpfchen in sein schneeweißes Haar — „ich so!“

„Vielleicht weiß aber die Schwester von ihm.“

Sie war Nonne im Urseliner Kloster in \*\*.

Ich fuhr dahin. Sie kam, bleich, hager, ernst und dennoch lag eine hohe Ruhe auf diesem Gesicht, und ein edler Stolz auf dieser demüthigen, gebeugten Gestalt.

„Sie haben Albert vergeben, Fräulein?“ sagte ich.

„Ihm längst“ sagte sie leise. „Mir aber verzeihe ich nie Ein Wort, das ich ihm sagte, da er zu mir kam. Ich nannte ihn Mörder! Ich glaube, Gottes

Wege sind dunkel; aber ich weiß, Gottes Gnade ist unendlich. Haben Sie mir seinen Tod anzukündigen? Ich bin gefaßt!“

Sie wußte nicht ein Wort von ihm.

Ich flog noch einmal nach Hamburg, und fand ihn nicht. Gar nicht. Nicht eine Nachricht von ihm. Sieh, ich wollte ja nur den Balsam in seine Seele gießen mit der Nachricht, wie glücklich Sophie gewesen, und daß ihre Tochter unter meinem Schutz steht.

„Guter Himmel!“ rief ich ungeduldig — „warum das nicht einmal? Es ist ja so wenig! Warum das nicht?“ Ich hatte Balsam für seine Seele; denn des Himmels strenge Gerechtigkeit führte Bern und Albert zusammen, und Bern, der Alberts Schwester betrog, fiel durch des Bruders Hand. Ein dunkles Geschick zerriß alle geknüpften Bande der Liebe, der Freundschaft, und des Betrugs, und knüpfte andere, die, wenn nicht glücklicher, doch tugendhafter waren.

So höre!

Da Bern, ich und Albert uns trennten, Albert nach Pisa ging, um seine Heilige dort aufzusuchen, Bern in seine Garnison; da ging ich zu Hause. Ich fand meinen Vater nicht mehr. Er war todt. Ich übergab dem alten Brinke das ganze große Geschäft meines Vaters, nachdem ich mich mit meiner Schwester auseinander gesetzt hatte, und ich flog nach Pisa, dem weichen Albert zu Hülfe zu Rath. Denn, obgleich der Schwager das Fräulein von Bern für eine Heilige ausgegeben hatte; so wußte ich doch von Alberts Mutter, daß das Fräulein keine Heilige war, sondern ein Mädchen in der großen Welt frei ausgebildet, von ihrer Tante, die in der Welt, an einem großen Hofe, eine sehr glänzende Rolle gespielt hatte, und unter lauter Männern von Geist, deren Grundsätze aber — Sie brach seufzend ab.

Auch ließ sie ein Wort fallen, daß der Major, so sehr er diese Verbindung wünschte, seiner Sache von Seiten des

Fräuleins und ihrer Tante gar nicht gewiß sey.

„Desto besser!“ dachte ich, und flog, ohne mich aufzuhalten, nach Pisa, um Albert zuvorzukommen.

Mein Briefwechsel mit Albert ging durch Brinke; denn Albert sollte mich dort unvermuthet finden.

Ich ließ mich bei Frau von Bern melden. Sie machte ein großes Haus, in dem jeder Gebildete aufgenommen wurde. Man redete von ihr als von einer edlen, höchst geistreichen Frau, und von dem Fräulein mit Entzücken.

Ich wurde zur Morgenstunde, einer ganz ungewöhnlichen Zeit, eingeladen. Ich trat in einen prächtigen Saal, und Tante und Nichte kamen mir mit dem Ausrufe: „Ach, willkommen, lieber Landemann!“ freundlich entgegen.

In der That, Breimanu, die Tante — man denkt bei dem Worte Tante an etwas tantenmäßiges — und hier fand ich in der Tante nur die ältere, besonnenere Freundin des Fräuleins, ein edles

Weib ohne alle Ansprüche, in einer feinen Haltung, die weder Stolz, noch Steifheit war. Luise — so heißt das Fräulein — war nicht schön; aber der fröhlichste, unschuldigste, lebendigste Muthwillen gab ihr den Reiz, den Schönheit allein nicht geben kann.

„Landsmann nicht nur, schon das wäre eine freundliche Erscheinung im fremden Lande,“ sagte Luise — „sondern auch der Busenfreund des Herrn von Dronen. Und Busenfreund bedeutet jenseits der Alpen viel, nicht wahr? einen Bund auf Leben und Tod? Sehen Sie, daß ich mein Vaterland sehr ehre.“

„Wir erwarteten Ihren Freund. Was der Major Dronen von ihm schreibt, hat unsre Erwartung hoch gespannt.“

Nach zehn Minuten schon, lieber Breimann, gehörte ich in dem freundlichen Hause wie zu Hause.

Ein Abbate trat in's Zimmer, und ging da man ihm gesagt hatte, ich wäre ein Landsmann, wieder, als gehörte er

in's Haus. Das Gespräch wurde nicht einen Augenblick dadurch unterbrochen.

Ich paßte auf jedes Wort, was Luise sagte, und sie redete, ohne Rückhalt, mit einer raschen Lebendigkeit. Freilich, ich stieß hier an, dort, und trotz dem, daß ich manches gehört hatte, was mir auffiel, so ging ich doch endlich mit dem Bekenntniß, daß Luise das liebenswürdigste, reizendste Geschöpf wäre, das werth wäre, bessere Grundsätze zu haben.

Ich wurde für alle Tage gebeten, und mit einer Innigkeit, die nicht falsch seyn konnte. „Denn ich freue mich,“ setzte Luise hinzu — „wenn ich einen Landsmann sehe. Ich freue mich, wenn überall, in Frankreich, hier, in Italien, meine Nation als die treueste, die redlichste gelobt wird. Denn kann man eine Nation mehr loben, als so?“

„Das wird sich finden, ob das Ernst ist!“ dachte ich, und am andern Morgen erhielt ich ein Billet von Luise n, worin sie mich zu Mittag einlud, wo ihre Tante eine Gesellschaft ausse-

schlagen hatte, um den lieben Landmann allein zu haben.

Das Billee war so einfach und doch so schön. Ich ging mit Freuden zu ihnen.

Nach acht Tagen gehörte ich in der That zum Hause der Frau von Bern, in dem besten Sinne des Wortes. Und ich? — ich wußte nicht, ob ich den Boden trauen sollte, auf dem ich stand. Er war zu glatt.

Ich verstand italienisch genug, um zu weilen zu zittern, mit welcher Leichtigkeit die großen Weltbegebenheiten, wie der Wortwechsel eines Valles, von dem Abbate, und der Tante — auch Luise, die an einem Schachtbrette mit mir saß, rief ihren lustigen Einfall dazu — durchgenommen wurden; die blutigen Schlachten, wie die Intrigue in einem Vorzimmer. Der Abbate war der Frau von Bern Begleiter auf ihrer Reise, ihr Hausphilosoph. Ein denkendes Auge, eine leidenschaftlose Ruhe auf dem Gesichte zeichnete ihn aus. Wir disputieren oft französisch, und Luise hörte uns gern disputiren.

Er schwieg, so bald ich heftig wurde, und hob eben so ruhig wieder an, wenn ich kälter war. Ich faßte eine Achtung ohne Gleichen für des Mannes Kopf. Für sein Herz bürgte Tante und Nichte; aber die Kälte, womit er die Wahrheit suchte, und womit er gestand, sie sey nicht zu finden, war mir gräßlich. Luise lächelte, wenn ich das sagte, und ich zitterte vor ihrem Lächeln.

#### Fortsetzung.

Einen Morgen, da ich unter dem Dufte eines Zitronenwäldchens allein mit ihr saß, hob sie auf einmal an: „Wir kennen uns, denk' ich, nun lange genug, um zu wissen, wie viel wir einer dem andern zutrauen können, lieber Herold. Wir Beide sind Deutsche, uns geziemt eine ehrliche Frage, und eine ehrliche Antwort. Ihr Freund Albert ist, so sehe ich aus dem Briefe des Majors, und aus den Paar Worten meines Oheims und

Vormundes, eines Generals Vern, für mich bestimmt. Sagen Sie mir mein Geschick. Mein Oheim befehlt, der Major lobt. Von Ihnen will ich Wahrheit.“ Sie sah mich lächelnd an.

Ich erröthete. Ich hatte die Frage von einem Mädchen von höchstens achtzehn Jahren nicht erwartet.

„Albert erwartet Liebe, Fräulein.“

„Auch ich! Aber mein Oheim, den Sie nicht kennen, Gehorsam von mir, als stände er an der Spitze seines Regiments.“

„Und Sie, Luise, würden gehorsam seyn, auch wenn Sie nicht liebten.“

„Mein Vater, der General und der Major waren vertraute Freunde. Wir Mädchen sind immer die Opfer, und ist's nicht schön, wenn das Opfer den Opferskrantz lächelnd trägt? Also was hat Luise von Ihrem Freunde zu hoffen?“

„Wenn er Sie auch unendlich liebte, Freiheit und Schutz. Er würde das Opfer bringen, nicht Sie.“

„Er ist furchtsam, weiß ich von meinem Bruder.“

„Unrecht zu thun, und ein Held zum Schutz.“

Ich zog seinen Brief hervor, den er mir am ersten Abend seiner Reise über Luifen schrieb. Sie las ihn lächelnd.

„O,“ sagte sie lebhaft — „wenn er nur die Hälfte hält, obwohl er da von einer Liebe redet, die ein schöner Traum ist.“

„Wie Ihr Abbae sagt.“

„Und die Erfahrung.“

„So sollte kein junges Herz sagen.“

„Das träume,“ sagte sie, die Hand unschuldig auf ihr Herz legend — „aber doch weiß, daß es träume. Ich habe von meiner Tante, die eine edle Frau ist, nur im andern Sinne, als Sie meinen, den Befehl, mit Ihnen zu reden. Mein Bruder —“

„Dessen Herz ist dem Befehl seines Oheims zuvorgekommen. Alberts Schwester, Marie —“

Sie fuhr zusammen, von einem schnel-

len Schrecken ergriffen. „Wie meinen Sie?“ fragte sie aufspringend.

„Er ist mit *Marien* verlobt.“

„Unmöglich! ganz unmöglich!“ Sie streckte beide Arme voll Abscheu von sich. „Nein, es ist unmöglich!“

Sie sah mich an. „Mein Gott!“ rief sie auf einmal. Sie holte einen Brief, den sie rasch durchlief. Sie sah mich wieder an. „Ich dünkte,“ sagte sie, mir die Hand reichend — „wir wären gemacht, zusammen zu halten in sanfter Klugheit. Ich kann schweigen. Sie können es auch. Mein Bruder liebt ein höchst achtungswerthes Frauenzimmer. Der wilde Mensch — denn das ist mein Bruder — gewann ihr Herz, — denn die Liebe macht euch alle sanft, — aber nicht ihren Willen. Sie hatte ihn durchgesehen. Sie war —“ hier ward sie unendlich schön; denn ihre Augen schwammen in Thränen — „sie war meiner Jugend schöne Freundin. Ach, die stille Vertraute meiner ersten schönen Träume; nein, es ist nicht möglich, oder mein Bruder wäre ein Bösewicht.“

„Er

„Er ist mit *Marion* verlobt.“

Hier kam die Tante. *Luis*e sprang ihr entgegen und rief: „O, liebste Mutter, mein Bruder ist mit *Marion*, *Alberts* Schwester, verlobt.“

Die Mutter hob den Zeigefinger in die Höhe und drohete *Luis*e. „Was sagte ich, *Luis*e? Hat denn nun das schöne Herz Deiner Freundin ihn bekehrt? Da hast Du's. Er hätte das nie gewagt, *Luis*e, wäre sie von seinem Stande gewesen. „Vorurtheil!“ wird Herr *Hervold* sagen. Alte Vorurtheile sind Heiligthümer geworden, die Niemand antasten muß. Ein Theil unsrer Wahrheiten, die uns heilig sind, sind auch Vorurtheile; aber sie gehören zum Leben, weil sie in's feinste Gewebe des Lebens eingedrungen sind. Die arme *Adelheit*!“

Ich mußte erzählen, was ich wußte.

Die Tante untersuchte, zu meinem Verdruß, wie groß *Berns* Schuld, wie groß *Adelheids* Schuld war. Sie machte Anmerkungen über den schnellen

Wechsel aller menschlichen Empfindungen,  
am meisten der Liebe.

Luiſe hingegen zerfloß in Thränen  
über den Schmerz ihrer Freundin. Zum  
ersten Mal hatte ich den wohlthuenden  
Anblick an ihr, eines kräftigen menschli-  
chen Mitleidens.

Es wurde jeder Entschluß bis auf Al-  
berts Ankunft aufgeschoben. Luiſe  
fieng an, ihren Bruder zu vertheidigen;  
vertheidigte ihn mit jedem Tage lebendi-  
ger, und statt Albert erhielt ich einen  
Brief von ihm, über sein Abenteuer mit  
Sophien in Kassel, und mit seinem  
Entschlusse, nicht nach Pisa zu kommen.

Ich erhielt den Brief in Gegenwart  
der Tante und Luiſens, und rief: „Bon  
Albert!“

Ich las, ich erröthete. Luiſe war  
voll Erwartung, und sagte lebhaft:  
„Nun?“

„Was treibst Du, Luiſe? Der  
Brief enthält sicher ein Geheimniß, was  
Dich betrifft.“

„Ja,“ rief ich, und fing an zu lesen.

Die Tante hörte das Abenteuer mit stillem Ernst, Luise mit Lachen sogar an.

„Du lachst, Luise? Weißt Du denn, daß Du dieses Mannes Weib werden kannst?“

Sie schüttelte zuversichtlich den Kopf, ich auch, und es kam mir vor, als hinge sich Luise von diesem Augenblicke mit einer größern Innigkeit als vorher an mich.

„Ich sehe eine Hoffnung,“ rief sie oft — „für Adelheid, wenn Albert fest bleibt.“

Ich erhielt noch ein Paar Briefe von Albert, und Luise wurde immer froher und froher.

Auf einmal bekam die Tante von dem General Bern einen Brief mit den Worten: „Dronken hat Luises Bruder im Duell erstochen. Ich verbiete Luise, weiter an Albert zu denken. Man gibt vor, Bern sey von einem Schwedischen Offizier getödtet. Ich habe

dem Major Dronten mein Ehrenwort gegeben, es dabei zu lassen. Bern verfocht die Ehre der Drontens; denn Albert war entschlossen, der Tochter eines Bildhauers seine Hand zu geben. Man sagt, er habe Europa verlassen. Er hat wohlgethan. Das Glück hat ungerecht entschieden. Bern fiel wie ein Mann; das tröstete Luise! Ich werde auf eine andere Verbindung für Luise denken.“

Den Brief gab mir die Frau von Bern mit zitternder Hand. „Sehen Sie, so schreibt der Oheim von dem Tode des geliebtesten Neffen. Mir ist das Herz gebrochen. Wie sag ich's Luise?“

Ach, und so kalt gab diese Frau mir, mir die Nachricht, die schaudervolle Nachricht von dem entsetzlichen Unglück meines Alberts.

Ich wollte in dem Augenblick nach Deutschland. Die Frau von Bern hat mich, nur noch einige Tage zu bleiben, um Luises Willen.

„Nicht Einen Augenblick,“ rief ich,  
und stürzte fort.

Eben da ich in den Wagen steigen will,  
erhalte ich noch einen Zettel von der Frau  
von Bern mit der Bitte, mich doch nach  
der unglücklichen Adelheid zu erkundi-  
gen, die nach einigen Worten, die Lui-  
se im Schmerze hervorgestoßen hätte,  
unglücklicher wäre, als wir Alle dächten.  
Sie gab mir Nachricht, wo sie zu finden  
war. Luise hatte unter den Zettel mit  
zitternder Hand geschrieben: „O wie zer-  
fließen die schönsten Träume in Nichts.  
Grüßen Sie meine Adelheid, und  
sünden Sie etwas, was mich trösten kann,  
so geben Sie mir Nachricht.“

Ich kam auf Alberts Gute an.  
Albert war da gewesen, und verschwun-  
den. Ich irrte umher, von seiner Mut-  
ter zu dem Major. Niemand wußte  
von ihm.

Sophie und ihre Mutter hatten  
Kassel verlassen; man wußte nicht, wo  
sie waren. Ich ließ in alle Zeitungen eine  
Aufforderung, unter Bezeichnungen, die

Albert wohl verstand, segnen Berges  
bens! Ich hörte nichts von ihm, gar  
nichts.

Ich gab Luifen Nachricht von mei-  
nen Irrfahrten, von meiner Verzweif-  
lung; und bei diesem Briefe fiel mir der  
Name Adelheid ein. Ich las die  
Nachricht, die mir die Frau von Bern  
über ihren Aufenthalt gegeben hatte, und  
ich fuhr zu ihr.

Herold an Freimann.

Ich kam nach Wallsheim, einem  
Dorfe in Thüringen.

Ich tretete in das Haus, in das Zim-  
mer, und eine junge Frau, neben sich ei-  
ne Wiege mit ihrem Kinde, sitzt an ei-  
nem Tische, auf dem eine Menge Briefe  
ausgebreitet liegen, in der schwermüthig-  
sten Stellung von der Welt. Die blon-  
den Locken hängen um die Stirn, wie der  
Zufall sie geworfen, und um die weißen  
Schultern, die kaum von einem Tuche

läßlig bedeckt waren. Die Stirn lag in ihre Hand gestützt, und am Arme rannen die Thränen nieder.

Sie sah erst auf, da ich meine Gegenwart mit einem Husten verrieth.

Ich sah ihr unglückliches Schicksal, worauf die Frau von Bern angespielt hatte, in ihrem Kinde.

Sie hob die Stirn aus der Hand, sah mit einem träumenden Blick mich an, öffnete die Lippen, und schwieg dennoch.

„Heißen Sie Adelheid,“ hob ich an — „so habe ich Ihnen die freundlichsten Grüße aus Pisa von Luise zu bringen?“

„Ach,“ sie sagte mir es wohl vorher!“ gab sie mir, in dem Strome ihrer Gedanken verloren, zur Antwort.

Ich fing noch einige Mal zu reden an; aber sie hatte nur Einen Gedanken, auf den ihre Seele geheftet war, ihre Schande, und der höllische Betrug des Mannes, den sie geliebt hatte.

Sie hatte ein edelstolzes Gesicht, eine hohe Gestalt. Man sah es ihr auf

den ersten Blick an, wie sie in dem Kreise der Jungfrauen geherrscht hatte, und jetzt nun — hatte die Schande der Verlassenheit den stolzen Nacken gebeugt, das gebrochne Auge mit Thränen gefüllt. Es war ein Jammer zu sehen.

Da ich mir endlich Gehör verschaffte, da sie endlich den Fremden erkannte, da schlugen alle Flammen der Schaam über das blasse Gesicht; die Thränen stockten vor Zorn, sich so den Augen eines Mannes ausgelekt zu sehen.

Sie nahm den letzten Rest ihrer Kraft zusammen, und fragte, was ich wollte.

Ich wiederholte.

Sie zwang sich, mir freundlich für Luifens Gruß zu danken, und sagte nun verwirrt allerlei, was nur ihre Lage verbergen sollte. Aber der Schmerz behielt die Oberhand.

„Es war ihr Bruder!“ rief sie, auf einmal aufspringend und die Hände ringend.

Ich bot ihr in Luifens Namen jede Hilfe an, ich that es mit einer so tiefen

Näherung, daß sie mir auf einmal einen Schritt näher trat, und mit dem Akzent des tiefsten Schmerzes und der Demuth sagte: „Ich bedarf Verborgenheit für den kurzen Rest meines Lebens, und für das Kind, dessen — o Gott! — dessen Mutter ich bin, Schutz und Hoffnung.“

O, ich wollte, Du hättest diese stolze, hohe Figur gesehen, so gebeugt.

„Das, das kann ich Ihnen geben, Adelheid, wenn Sie Vertrauen zu mir fassen können.“

„Nein!“ rief sie gewaltig — „Vertrauen nicht! Aber retten Sie dieses Kind, und überlassen Sie mich meinem Geschick.“

„Das Kind —“ ich nahm es auf und drückte es an meine Brust — „hat keinen schönern Schutz, als die Liebe der Mutter.“

Ich klaböste dem Kinde, und schwor ihm ein Geschick, das heiterer seyn sollte, als das seiner Mutter, so daß endlich die ganze Liebe der Mutter erwachte.

Ich schlug ihr vor, mit mir nach \*\*n

zu gehen, was weit genug von ihrer Vaterstadt entfernt lag, und wo für sie eine schöne Einsamkeit bereit wäre. Ich gab das für Luifens Plan aus, und so nahm sie es an.

Wir packten ihre Sachen in einen Wagen. Ich fuhr absichtlich sehr langsam, damit mein Faktor Zeit hatte, Anstalten für sie zu treffen auf einem Garten, den ich bei \*\*n hatte.

Ich brachte sie unter dem Namen: Madame Dorn, den sie selbst wählte, auf den Garten.

Ich zahlte ihr in Luifens Namen eine Summe Geld, und bat sie, bei jeder Verlegenheit sich an meinen alten Faktor zu wenden, der Befehl hätte, alle ihre Wünsche zu befriedigen.

Bern wurde nicht genannt. Sie schwieg über ihr Geschick, und lebte im stillen Gram mit ihrem Sohn einsam dahin.

Ich machte noch einige Reisen, um Albert aufzusuchen, und kehrte wieder nach \*\*n zurück, wo ich von ihm Nachricht erwarten wollte.

Ich ging zu Adelheid. Sie kam mir mit einer großen Hefrigkeit entgegen. Sie wußte nun von Luise, daß ich alles und Luise nichts gethan hatte. Sie wollte mir zu Füßen fallen. Ich setzte ihr jetzt aus auseinander, auf welche Weise ich in ihr trauriges Schicksal durch Albert verflochten war.

Nun öffnete sich ihr Herz. Sie erzählte mir, wie sie mit Bern bekannte geworden, das Entstehen ihrer Liebe, seine Schwüre, Luises Warnungen, die sie nicht gehört.

Sie zeigte mir Berns Briefe, voll einer heißen Leidenschaft für sie; aber hier und da lag eine Wendung, ein Ausdruck, der anzeigte, wie viel mehr er für Adelheid zu thun glaubte, als das Mädchen, das ihm eine reine Liebe, ein schönes Herz, den festesten Glauben an seine Treue, und mehr, o mehr als das, ihre Ehre gab, die der stolze Mann als den schönsten Preis und als den einzigen Beweis ihrer Liebe foderte.

Ich las ihre Briefe, deren Abschriften

sie hatte. Wie mir schien, kämpfte sie mit dem Geliebten um den Preis der edelsten, stolzesten Gesinnung.

„Ich habe Dir alle Opfer gebracht,“ schrieb sie oft in verschiedenen Wendungen — „die das Herz, die Liebe, das Leben und mein Geschlecht hat. Aber meine Liebe ist noch stärker, als das alles. Ich kann Dir auch das letzte Opfer bringen, wenn es Dein Glück, Deine Ehre fodert — nein, Du wirst es nicht fordern! Aber ich kann es bringen, Dir zu entsagen, in dem Namen Deiner ehemaligen Geliebten, in dem Andenken an Deine vergangene Liebe das Glück meines Lebens zu finden. Glaube mir! Sehe mich, Du grausam stolzer Mensch, auch auf diese Probe, und Du wirst sagen: „So ward kein Mann geliebt!““

Sieh, dieses Opfer verlangte dieser stolze Selbstsüchtige für seinen Rang. In diese unedle Fesseln schlug der herrschsüchtige Mann das edelste, das freieste Geschick des Himmels, die Liebe.

Ich sage nicht, daß er ein Bösewicht war; aber der Hochmuth ist die entsezlichste aller Leidenschaften.

Er drang dem liebenden Mädchen, nachdem sie ihm alles gegeben hatte, nachdem sie ganz in seiner Gewalt war, dieses letzte Opfer ab; ich glaube nicht, weil er Willens war, es zu nehmen. Nein, welch ein Bösewicht hätte er seyn müssen! sondern um den Triumph zu haben, ihr Herr zu seyn.

Da fand er Alberts Schwester, Marien.

Gut, er möchte sie lieben, seine Liebe zu Adelheit möchte durch den Genuß ihrer Schönheit im Abnehmen seyn. Ich sah ihn kämpfen mit sich selbst. Aber da foderte dieser fürchterliche Egoist von der Geliebten, die schwanger von ihm war, das Opfer, das sie ihm versprochen hatte, ihm zu entsagen; foderte es stolz und kalt.

„Mein Oheim, der General,“ schrieb er an Adelheid — „fodert dieses Opfer. Ich muß es bringen, Adelheid. Und

Du, ich kenne Dich, Du wirst es bringen, eben so stolz, als ich. Wir haben den stolzesten Triumph, Adelheid, zu lieben, wie nie ein Mann und ein Mädchen liebten, und diese Liebe der Ehre zum Opfer bringen.“

Ich bin überzeugt, er glaubte Recht zu haben; denn ein Lügner war er nicht.

Adelheid erhielt den Brief von ihm, diesen entsetzlichen Brief, und die Verzweiflung faßte ihre ganze verzagende Seele. Sie ergriff die Feder und schrieb, „Ehrloser, entsetzlicher Bösewicht! Du foderst das Opfer. Ich bringe es. Ich bringe noch ein größeres; wenn Verzweiflung und Schande mein Herz brechen, so will ich für Dich beten, daß der Himmel Dir die höllischste Unmenschlichkeit verzeihen möge! Fahr hin! Du Teufel! Fahr hin!“

Sie floh an den Ort, wo ich sie fand.

Dieser Hochmüthige hatte seiner Ehre das große Opfer gebracht; und ich bin überzeugt, er glaubte, Recht gethan zu

haben; denn eben darum forderte er von Albert so rauh, so hart dasselbe Opfer, und Albert — o du dunkler Weg der menschlichen Schicksale — Albert wurde Adelheids und Mariens Rächer, ohne es zu wissen.

Der General Bern ist ein fürchterlicher Mensch. „Er fiel wie ein Mann von Ehre!“ schrieb er an Luise von seinem Neffen. Da hast Du seinen Charakter, und den seines Neffen.

Adelheid lebte auf dem Garten in ihrem Grame fort. Ich lernte sie näher kennen. Sie war eine starke, edle Seele. Ich richtete ihre Blicke auf eine schöne Zukunft für ihren Sohn; aber ihr Herz war gebrochen. Sie lebte noch zwei Jahr; dann starb sie in meinen Armen. Ich versprach der Sterbenden, der Vater ihres Sohnes zu seyn, und ich habe Wort gehalten. Ferdinand ist mein Sohn.

O was wäre der Mensch, wenn es keine Zukunft gäbe!

Herold an Breimann.

Ich hatte indeß einen Brief von dem  
Verwalter auf Alberts Gute erhalten,  
mit der Nachricht, daß sein Herr wahr-  
scheinlich in Italien sey. Ein Wechsel  
war von Mailand auf Alberts Gut  
gezogen.

Ich reiste sogleich nach Mailand ab;  
aber wiederum ohne ihn zu finden. Das  
Geldgeschäft gab kein Licht. Ich fand  
keine Spur von ihm, als höchstens eine  
leichte Spur, daß er in Wien gewesen  
war, daher war der Wechsel gekommen.  
Ich gehe von Mailand nach Verona,  
um nach Wien zu fliegen, und in dem  
Amphitheater, was ich besuche, fliegt  
Luise auf mich zu, reicht mir mit einem  
holdseligen Gesicht beide Hände, und  
zieht mich zu ihrer Tante, und dem Abba-  
te, mit den Worten: „Hier ist er, Wüt-  
terchen! Hier ist der großmüthigste, der  
edle Mensch. Und es freut mich, Signor  
Speroni, daß es ein Deutscher ist,  
von

von dem Sie sagen: „Er ist ein edler Mensch!“

Die Mutter lächelte, der Abbate blieb ruhig.

Man fragte mich nach Adelheids Schicksal. Ich erzählte. „Aber,“ hob Luise an — „was Sie thaten, Herold — nein, wahrhaftig, Herr Speroni, sein eigner Herold ist er nicht, und so muß ich es seyn. Daß er sich eines armen, verlassenem Mädchens annimmt; Welcher Mann hätte das nicht gethan? Daß er ihr ein bequemes Leben gab. Nun, er mag reich seyn, wer weiß wie sehr. Aber, Herold, daß Sie meine Adelheid wieder mit dem Himmel mit dem Schicksal, wieder mit den Menschen versöhnten, die sie haßte, daß Sie — Sie — Sie —“ Sie zog die Briefe von Adelheid hervor, und rief: „Hören Sie!“

„Wir werden einen Kreis um uns her haben, Luise,“ sagte der Abt — „wenn Sie mit dieser Beredsamkeit fortfahren.“

Sie steckte beschämt den Brief ein, und wir gingen zusammen. Wir waren

in Einem Wirthshause, wir waren auf Einem Wege begriffen, nach Wien.

In einem Augenblicke riefen wir alle Vier: „So bleiben wir beisammen.“

Luiſe ſah mich an, die Freude leuchtete aus ihren Augen, und ſie verhehlte es gar nicht, daß ſie ſehr vergnügt war, mich getroffen zu haben. Ich fuhr mit dem Abbate zuſammen, bis uns denn auf den Lagunen von Venedig eine Barke alle vereinigte.

Jetzt ging ein Leben an, das ich kaum für möglich gehalten hätte. Wir wohnten in Einem Hauſe. Ich wurde nach und nach ein Glied dieſer einigen Familie, die, o wenn es möglich iſt, das Glück, das wahre Glück des Lebens gefunden hatte; aber auf einem Wege und nach Grundſätzen, die mir ganz zuwider waren, und dieſe Grundſätze hatte zu meinem großen Verdruß Luiſe, ohne daran zu zweifeln, angenommen, und ich zum Unglück konnte ſie nicht einmal widerlegen. Sie lebten für das Vergnügen, für die Geſellſchaft, aber mit einer Mäßigung, die Tugend

schien. Jede Leidenschaft, jede Begeisterung lag unter ihrem Bann. Die Liebe, das Himmlische im Leben, war nichts, als ein Instinkt der sinnlichen Natur. Nachsicht mit dem Menschen war die einzige Tugend, weil sie Nachsicht bedurften. Die erhabenen Wahrheiten der innern Welt waren ihnen nur ein angenehmes Spiel, eine Charade, die sie zum Zeitvertreib errathen wollten, Wohlthätigkeit nichts als ein Mittel zum eigenen Glück. Und tritt ich dagegen, wie oft, und am meisten mit Luise, so fragte sie lächelnd: „Ist unser Leben nicht tugendhaft?“

Ich mußte Ja sagen.

„Sind Sie nicht mit uns glücklich?“

Ich mußte Ja sagen.

Ja, ich mußte gestehen, daß ich, seit ich sie kannte, ruhiger, stiller und froher war.

„Was verlangen Sie mehr?“

Aber ich wurde immer fester an Luise geknüpft, und sie an mich. Sie fuhr, ohne daß Jemand etwas dagegen hatte,



jeden Morgen mit mir auf der Laguna; „Die schönsten Stunden meines Lebens!“ gestand sie mir, ihrer Tante, ihrem Lehrer, ohne Hehl, ohne Ziererei. In meinem Herzen aber schlug die Flamme einer heißen Liebe auf, die ich verbarg, verbergen mußte, verbergen wollte, und nicht verbergen konnte, eine Liebe, die ich haßte, weil Luise ihren Scherz damit trieb.

Ein Schmerz, ein verhafter Schmerz nagte an meiner Seele. Ich nahm mir hundert Mal vor, sie zu verlassen, und ich fühlte, ich konnte es nicht; denn immer hielt mich ein Schimmer von Hoffnung, der aus ihren strahlenden Augen, ja aus ihrem Herzen von Zeit zu Zeit hervorbrach.

Sie gerieth zuweilen in ein schwermüthiges Nachsinnen, aus dem sie sich wieder mit Gewalt empor riß.

Einen Morgen waren wir im Arsenal.

Es war ein schrecklicher Anblick, da die Galeeren-Sklaven, Ketten an ihren Füßen, die schweren Bäume zum Schiff:

bau, die ungeheuren Anker bei uns vor;  
bei trugen, unter Peitschen: Hieben.

Luiſe erblaſte. Sie vertheilte alle  
ihr Geld, ich das meinige, unter die Elens-  
den. Sie ſlog dann an unsre Gondel.

Sie ſaß neben mir, nachdenkend, ei-  
ne Thräne nach der andern rollte von dem  
ſchönen Auge. Endlich ſing ſie an zu re-  
den; der höchſte Schmerz, das höchſte  
Mitleiden lag in ihren Worten. „O es  
ſind Menſchen!“ rief ſie mehrere Mal.

„Es giebt einen innern Schmerz,“  
ſagte ich, an meine Verzweiflung den-  
kend — „der größer iſt, ſchwerer, als  
die Ketten dieſer Elenden.“

„Nein!“ rief ſie — „nein! Dafür  
ſey Gott! Der innere Schmerz ernie-  
drigt nicht.“

„Es giebt eine Verzweiflung, Lui-  
ſe,“ rief ich wieder voll Unmuth — „die  
finſterer iſt.“

Sie ſah mich an, und fragte:  
„Welche?“

Da fuhr ich heraus: „Ich liebe Sie,  
Luiſe!“

„O mein Herr,“ unterbrach sie mich kalt — „wie kann ein Mann in dieser Minute an sich denken? Sind Sie nicht ein sehr kalter Egoist?“

Ich erröthete, und schwieg.

„Ich werde das entsetzliche Bild,“ fuhr sie, mir ihre Hand reichend, fort — „nicht in einem Monate vergessen. Ich wollte, ich hätte es nicht gesehen, da ich's nicht ändern kann. Von nun an, Herold, werde ich den Muth haben, mich in jeder Lage glücklich zu fühlen.“

Wir stiegen aus, und sie eilte in eine lärmende Gesellschaft, zu vergessen, was sie selbst sagte; aber sie vergaß es nicht.

Ich hatte das Wort „Liebe“ nun einmal genannt, und ich war entschlossen, zu reden. Sie blieb sich gleich, immer heiter, vertraut und scherzend.

Ich war mit ihr allein. Sie spielte, sie sang mir vor. Ihre Tante und der Abbate waren den ganzen Tag nicht zu Hause.

Sie mochte aus meinen Blicken sehen,

aus ein Paar Worten, was der Gang meiner Gedanken war, und sie gab sich alle Mühe, mich zu zerstreuen. Sie lachte, sie sang dazwischen, sie glaubte, sie wollte mich in Erzählungen verwickeln; aber das machte mich noch finsterner. Ich war entschlossen. Ich stand auf. Ich sagte: „Ich liebe Sie, Luise! Ich liebe Sie mit einer Leidenschaft, die Sie zu hassen scheinen.“

Sie sah mich verlegen an; dann lächelte sie, und sagte: „Nun gut! reden Sie! sagen Sie alles!“

Ich sagte ihr alles, alles, wie ihre Kälte, ihre Grundstimmung mich zur Verzweiflung brachten, wie sie mich selbst über ihren Charakter irre machten.

Sie hörte mich geduldig aus, sie schien zuweilen gerührt. Es gab Augenblicke, wo sie zitterte; aber sie schöpfte Athem, sie ging ein Paar Mal das Zimmer auf und nieder, und dann kam sie zu mir.

„Ich wußte längst, lieber Herold, daß Sie mich liebten. Speroni errieth Sie zuerst, dann meine Mutter; ich hatte

früher als sie einen schönen Teann das von, der vielleicht früher anfing als Ihre Liebe, bei Adelheids Briefe kurz vor ihrem Tode."

„Sie lieben mich, Herold? Das ist etwas Gutes, etwas sehr Gutes. Aber so sagen Sie mir das Gute doch heiter.“

„Sie treiben ein Gespött mit meiner Liebe.“

„Wie ungerecht! Ich Arme! Ich kann nicht einmal mit dem tragischen Tone Ihrer Liebe meinen Spott treiben. Lassen Sie uns aufrichtig seyn. Sie zweifeln nicht daran, daß ich Sie liebe.“

Sie sagte das mit zitternder Stimme und schlug das Auge zu Boden.

Ich fiel zu ihren Füßen. „O Luise!“ rief ich voll Leidenschaft.

Sie besann sich einen Augenblick; dann fragte sie, ein wenig ängstlich: „Muß ich auch knien?“

Ich sprang auf, bitter, wie ich's nie gewesen war, und rief: „Vergessen Sie die Post, Luise!“

„Nein, lassen Sie uns reden, Her-  
old. Ich liebe Sie gewiß, Sie gehören  
so gewiß zu meiner Glückseligkeit, daß ich  
— O ist's nicht genug, wenn ich das ge-  
stehe? Aber, lieber Herold, lassen Sie  
doch diese Liebe, um aller Heiligen willen,  
eine Quelle des Glücks für uns seyn!  
Was verlangen Sie? Daß ich Sie liebe?  
Gut! Ich liebe Sie, Herold! Ich  
theile mehr, als Sie denken, mehr, als  
ich wollte, alle die Empfindungen mit  
Ihnen, die ich wohl sonst beiachte.“

Es gelang ihr, Breimann, mich  
zu täuschen. Sie war so kürlich gut, so  
still, heiter, so innig vertraulich, daß sie  
mir das Versprechen ablockte, in diesen  
Gränzen sollte unsere Liebe sich bewegen.  
Und nun, o Breimann, folgten Tage  
voll eines unendlichen Glücks; durch ihre  
heitere, reine Liebe, durch ihr reines  
Vertrauen.

Aber da stand wieder das Gespenst  
meines Zweifels vor mir: denn sie war  
nicht über diese Gränze wegzubringen.

Ich warf ihr ihre Kälte vor.

„Was aber verlangen Sie denn?“

„Sie machen aus der Liebe einen Scherz, eine Freude.“

„Soll ich das nicht? O,“ rief sie, die Hände zusammenschlagend — „könnte ich es doch bis an meinen Tod, lieber, geliebter, ungerechter Herold!“

„Sie umgehen das Wort Liebe. Sie nennen Freundschaft, was Liebe heißen soll.“

„Sie wissen, ich liebe die Feiertlichkeit nicht; aber wenn Sie wollen — wohl an!“

Speroni kam. Wir schwiegen.

Nachmittag ging ich mit ihr durch den Dogen-Pallast. Im Durchgange stehen eine Reihe Katheder, wo einige arme Advokaten sitzen, die für wenige Gypschen Briefe schreiben. Sie fragte, ich sagte ihr das. Eben trat ein junges Mädchen an ein Pult, und bat einen Advokaten mit großer Beschämung, für sie einen Brief an ihren Geliebten in Padua zu schreiben. Sie sagte ihm die Worte vor, die sie geschrieben haben wollte, und sie

enthielten eine feierliche Versicherung ihrer heißen Liebe.

„O Luise,“ sagte ich leise — „wäre ich der Menschenin Padua? Sehen Sie, das ist Liebe!“

Sie lächelte und schwieg.

Am andern Morgen fuhr sie mit mir auf einer Gondel nach dem Markusplatz. Am Platz warf sie ihren Mantel ab. Sie hatte die Kleidung ihres Mädchens unter dem Mantel.

„Folgen Sie mir!“ sagte sie. Sie ging in den Durchgang des Pallasts, blieb an einem Pult stehen, und bat um einen Brief an ihren Geliebten. „Aber,“ sagte sie, lachend — „Signor, er zweifelt an meiner Liebe. Sie müssen also den Brief mit einer warmen Phantasie schreiben.“

Der Mann setzte seine Brille auf, sah Luise an, lächelte, und schrieb. „Berechnen Sie nicht,“ sagte sie dann, tiefgerührt — „ihm zu schreiben, daß meine Liebe eben so lange, wie mein Leben dauern würde.“ Sie gab ihm die Worte,

und sie waren höchst rührend. Sie nahm den Brief, zahlte. „Gewiß,“ sagte der Schreiber — „dieser Brief wird alle seine Zweifel endigen, liebes Kind!“

„Das gebe Gott, Signor!“ Sie kam zurück. Sie gab mir einen Wink, ihr nun zu folgen. Sie nahm ihren Mantel um, setzte sich neben mich in die Gondel, gab mir den Brief mit einer tiefen Nührung, und sagte: „Es sollte ein Scherz seyn, und mein Herz ist doch un-  
ausprechlich gerührt.“ Sie trocknete mit ihrem Mantel das nasse Auge.

„Morgen will ich zu Ihrem Sekretär gehen, Luise,“ sagte ich, ungerührt von ihren Thränen — „und Ihnen antworten lassen, und Sie antworten wieder, und ich stehe Ihnen dafür, der Mann bringt für unsre Paar Soldi einen wärmern Briefwechsel an's Licht, als wir Beide für unsre Liebe.“

„O, das thut mir jetzt weh, Herold! jetzt! Ich bin zu weit gegangen.“

„Zu weit? Nein, vor einem Liebeshof, wo man Ahnen gegen Ahnen ab-

wägt, ehe das arme Herz eine Stimme bekommt, würden Sie, mein Fräulein, Ihren Prozeß gewinnen."

"Ich glaube, mein Herr, ich habe ihn jetzt schon vor dem Gerichtshofe des Herzens gewonnen!" sagte sie, ernst. "Denn Sie achten nur sich, sich allein; diese Thränen, diesen Schmerz des weiblichen Herzens nicht."

Wir waren an der Hintertür des Hauses. Sie ging rasch und still vor mir die Treppe hinauf.

Ich ließ durch meinen Bedienten der Frau von Vern sagen, daß ich nach dem Udo fahre und bis Abends ausbliebe.

Am Abend kam ich spät zurück. Sie begegnete mir im Zwischengange. "Heute habe ich den ersten ganz finstern Tag gehabt," sagte sie im Vorübergehen — "und den danke ich Ihnen."

Ich war unruhig; aber nicht unentschlossen; ob ich gleich ihr Instrument und ihre Stimme noch hörte, die schöne Stimme, die bis in's Innerste meiner Seele drang.

Am andern Morgen stand sie in der

Thür ihres Zimmers. Ich ging mit ihr hinein. Sie sah mich zutrauensvoll und unschuldig in's Auge. „O ihr Männer seyd alle Despoten!“ sagte sie lächelnd. „Was ich will? Ihr Gesicht sieht gerade aus, wie diese trohige Frage. Ich will versöhnt leben mit Ihnen, und von Liebe soll nicht wieder die Rede zwischen uns seyn. Meine Mutter hat auf die Spur von meinen Thränen gescholten, Herr Speroni auf meine Leidenschaftlichkeit, Sie auf meine Kälte. Ich bitte Sie, Herold, lassen Sie uns des kurzen Lebens froh genießen. Ich fürchte ohnehin, mit meiner Heiterkeit ist's zur guten Hälfte vorbei.“

Ich hatte den Entschluß gefaßt, ruhig zu seyn. Ich war es. Wir fuhren den Morgen auf der Lagune bis an die Terrafirma, den Barken entgegen, die jeden Morgen der reichen Stadt Lebensmittel bringen.

Der Gesang der Landleute auf den Barken, ein Paar größere Barken, auf denen Musik war, und die Familien aus

ein Paar Deutschen Handelshänsern, die uns im Vorüberfahren mit Blumen bewarfen, das alles erheiterte uns. Sie sang mit lauter Stimme über die Wasserebene ein Lied an die Freude, und dennoch sah sie mich an mit geheimnißvollen Blicken, und sagte auf einmal: „Wenn ich je die Hoffnung verlöre, einen solchen Tag wieder zu haben, als diesen, so würde ich das Leben und die Freude nicht achten.“

„Wir wollten nicht mehr darüber reden, Luise.“

„So verkehrt bin ich, Herold, daß ich jetzt von nichts andern reden möchte. Sehen Sie, daß ich ein Mädchen bin, wie Speroni mir immer sagte.“

Wir ließen uns ans feste Land setzen, und befahlen dem Schiffer, auf uns zu warten.

„Luise!“ sagte ich auf einmal, mich ganz zu ihr wendend — „o geliebte Luise, könnt' ich in Ihrem Herzen lesen.“

Sie wendete mit einem Seufzer sich von mir ab. Dann sagte sie langsam:

„Sie würden eine heiße Liebe lesen,  
und einen langen Schmerz.“

„Eine Liebe, wie meine, Luise? Eine  
Liebe, die länger dauert, als das Le-  
ben? So gib mir diese Liebe, und den  
langen Schmerz.“

Sie sah mich bedenklich an; dann  
wehmüthig; dann stürzte ein Strom von  
Thränen aus den schönen Augen.

„Was betrachten Sie mich so,  
Luise?“

„Ich sehe Sie an, Sie, der mein  
Schicksal in seiner Hand hat, wie Sie  
mit meinem Geschick umgehen werden.  
O,“ rief sie mit Entzücken, ihre beiden  
Arme um meine Schultern schlagend —  
„denn ich liebe Dich mit allen Kräften  
meines Wesens. Diese Liebe habe ich  
Ihnen zu geben, o sie ist ewig; sonst ist  
das Herz betrügerischer, als jedes andere  
Gefühl. Diese Liebe habe ich Ihnen zu  
geben, und der lange Schmerz blei-  
be mir.“

„Gib mir die Liebe, Luise; mehr  
fordere ich nicht.“

„Mehr

„Mehr kann ich nicht geben, mehr nicht. Und ist es wahr, was Du immer sagtest, daß Du nur diese reine, heilige Liebe willst, so sey glücklich, und laß mich glücklich seyn.“

Sie wurde finster und immer finsterer.

„Lassen Sie mich hören, Luise. Ich bin auf alles gefaßt.“

„Desto besser! Ich bin,“ sagte sie kalt und bitter — „Braut.“

„Braut?“ Ich taumelte zurück.

„Braut eines Mannes, den ich nie gesehen,“ fuhr sie immer bitterer fort.

„Wer zwingt Sie, Luise, die sich auf das Leben so versteht.“

„Eben das Leben! das Geschick!“

„Ihre Tante? Speroni? Der Hof, wo man die Ahnen abwägt?“

„Meine Tante! meine edle Tante, die für mein Glück das Leben hingäbe? Aber eben darum zwingt sie mich. O wer könnte der Gewalt nicht widerstehen? Die Liebe, die das Auge geschaffen, setzt

sich zur Wehr, und meine Liebe? Herold, meine?"

Ich habe Dir, lieber Dreimann, schon von ihrem Oheim, dem General Bern, geschrieben ein Mensch von eisensefestem Willen, nicht böse, gar nicht. Das versicherte mir Luise auf's Allertheuerste. Er hat Luise für Albert bestimmt. Albert tödtet seinen Neffen. Die Verbindung ist abgebrochen; der General kommt selbst noch, so alt er ist, so sehr er Italien haßt, über die Alpen, seine Schwägerin und seine Nichte zu sehen. Da tritt der furchtbare Mensch zum ersten Mal vor Luise hin, mit dem blizzenden Adlerauge, den scharfgezeichneten, harten Zügen, auf denen Entschlossenheit, Kälte und Strenge ausgedrückt ist. Er erzählt kalt, kalt, zum Schandern kalt den Tod seines Neffen, des geliebten Neffen, und schließt wieder: „Er fiel wie ein Mann!“ dann wirft er einen Blick auf Luise, vor dem sie zittert. „Ich komme selbst in dieses verdammte Land, wo Mönche und Mörder wohnen, wo man

die Ehre von einem Banditen vertheidigen läßt, um zu sehen, selbst zu sehen. Ich kann der Leidenschaft nachsehen," fuhr er fort mit einem sehr festen Blick auf seine Schwägerin.

„Ich glaube fast, daß eine Leidenschaft die Frau von Bern nach Italien und in Speroni's Gesellschaft geführt hat.

„Aber diese Lust hier," fährt er fort: „diese weiche warme Lust täugt nicht. Ich habe kein Recht, Luise'n von Ihnen zu nehmen, Schwester; aber ein Recht über ihre Hand habe ich, und das will ich gültig machen. Verlaß Dich dazu, Luise. Ich habe Dich mit dem Major Rauch verlobt, dem Spiegel eines deutschen wackeren Edelmanns, dem Dein Vater, Luise und Ihr Mann und ich große Verbindlichkeiten haben. Luise'n's Herz ist, hoffe ich, noch frei." Er sah seine Schwägerin an.

„Es ist noch frei!" sagte die Frau von Bern mit fester Stimme.

„Desto besser; denn über das Herz ha-

„he ich nicht zu gebieten; aber über diese Hand —“ er faßte Luises Hand — „habe ich zu gebieten, und will gebieten. Major Rauch! Merke den Namen, Mädchen, er ist der Deinige.“

Luiſe war auf dieſen Beſuch, auf dieſen Befehl längſt vorbereitet von ihrer Tante, von Speroni. Sie verbeugte ſich ſchweigend.

„Ich will eine Antwort, Luiſe, ein deutſches Ja!“

„Das Mädchen, lieber Bruder, iſt überrascht,“ ſagte die Tante, da Luiſe noch ſchwieg.

„Mit der Frage wird kein Mädchen überrascht. Ich will Antwort, Luiſe.“

„O lieber Oheim —“

„Antwort! Ein dürres Ja! Nach dem Ja bring Du Deine Bedentlichkeiten an, frag nach ſeinem Lauſſcheine, ob er geſchmeidig iſt, wie ein dänischer Handschuh, und Verſe macht. Er iſt ein Mann von Ehre; das iſt meine Antwort, und Deine?“ Er verſtärkte ſeine Stimme. „Laß hören!“

„Ist ein deutsches Ja! Oheim, ein ehrlisches Ja ihrer Niichte.“

„Da soll ich mich wohl freuen, Luise? Und wahrlich, ich freue mich! Denn Du hast geantwortet, wie die Niichte des Generals Bern. Ich dächte, Du kämst über die Alpen; denn in der Fremde soll doch der deutsche Mann das deutsche Mädchen nicht suchen? Ein Jahr noch, Frau Schwester! Und dann erwarte ich Sie in unserm Vaterlande; dem Sie, leider! fremd geworden sind.“

Speroni ließ sich nicht sehen, so lange der wilde Held da war. Der General hatte eine finstere Verachtung gegen den Italiäner; denn er hatte ihn gefodert, und der Abate war nicht gekommen. Das war Speroni einmal entwischt, da die Rede von dem General war.

Die Frau von Bern machte ihrem Schwager in Rücksicht Luises einige sanfte Vorstellungen, daß sie doch einige Dinge mehr von ihrem künftigen Gemahl wissen müßte, als allein den Namen.

Er sah sie starr an. „Warum? Ich

hin kein Mahler; aber vor seinem Vas  
taillon nimmt er sich gut ans. Aber,  
Schwester; denn Luise macht finstre Ges  
ichter, sehe ich. Auch finde ich das nicht  
unnatürlich. Ich möchte sie auch; denn  
ich wurde auf eben die Weise verheirathet.  
Aber es ging gut.“

„Das ist ein seltenes Glück.“

„Nah, ist die Liebe etwa ein besserer  
Bürge des Glücks, als die Ehre und  
Pflicht? Sie hat Ja gesagt! Sie wage  
nicht, ihr Ja zu brechen. Sie kennen  
mich, Schwester. Und müßte ich noch  
einmal über die Alpen kommen, und über  
die Pyreniden dazu. Ich komme, und  
finde den Liebhaber Luisens gewiß, und  
falle ich, wie mein Onkel, der in derselben  
Ehrensache mit Ehre blieb, so übergebe  
ich mein Blut, meine Ehre und die Ra  
che dem Major Rauch. Luise kann  
weinen, den harten Oheim verwünschen,  
mit dem Himmel zanken; aber gehorchen  
soll sie, auf meine Ehre! gehorchen soll  
sie! Sie kennen mich, und bedenken Sie,  
Schwester, daß Ihr eignes Geschick an

Luisens Gehorsam hängt. Ich habe geredet, Sie haben mich verstanden. Geht's unglücklich, so ist's nicht meine Schuld. Der Leidenschaft kann ich nicht gebieten, das wissen Sie; aber der Handlung kann ich, will ich gebieten. Morgen reise ich ab, und in Einem Jahre kommen Sie mit Luise'n über die Alpen."

Fortsetzung.

Das erzählte mir Luise, alle ihren Muth zusammennehmend.

Ich schwieg; denn sie mußte entscheiden.

„Und Sie schwelgen, Herold?"

„Weiß Ihre Mutter, daß Sie mir das sagen.“

„Natürlich, weiß sie.“

„Auch daß Sie mich lieben.“

„Das sagte sie mir zuerst.“

„Und was war ihr Rath?" Luise antwortete mit einem Seufzer. „Was

war ihr Rath?“ fragte ich läster. „Ihre Tante ist eine weise, weiskluge Frau.“

„Das ist sie, das ist sie wahrhaftig. Ich weiß, Ihre Worte sollen etwas anders sagen. Ich aber habe dem General mein Wort gegeben.“

„Wie dem Räuber im Walde, wenn er einem den Dolch auf das Herz setzt.“

„Nicht anders. Aber hören Sie, Herold. Kann ich mein Wort brechen? — denn des Generals Drohungen fürchte ich nicht, obgleich er ein Mann ist, sie zu halten.“

Sie sah mich muthig an und fuhr fort: „Die Erde ist groß genug, ein treues Paar zu verbergen, miß ich habe Muth genug, mit Ihnen, Herold, bis an die Gränzen der bewohnten Länder zu stehen.“

„Sagtest Du das Deiner Tante, liebe Luise!“

„O gewiß!“ und sie schloß mich an ihre Brust — „denn meine Tante verließ für den Mann, den sie vielleicht nicht einmal liebte, an den sie nur das kostbare

Band einer treuen Freundschaft schloß,  
viel, sehr viel.“

„Sie haben noch nicht vollendet, Luise.“

„Nein! nein! und ich zittere, fortzufahren. Ich bin arm, Herold.“

„Ich bin reich, Luise, sehr reich.“

„Meine Tante hängt allein von des Generals gutem Willen ab.“

„Das soll Luises Mutter nicht.“

„Unterbrechen Sie mich nicht. Meine Tante ist seit mehr als zwanzig Jahren gewohnt, reich zu seyn, gewohnt, in der großen Welt, mit der großen Welt auf einem reichen Fuß zu leben.“

„Ich bin sehr reich, Luise, sage ich noch einmal.“

„Und meine Tante ist noch stolzer, als Sie reich sind. Breche ich dem General mein Wort, so hat meine Tante nichts mehr.“

„Sie hat mich, Dich! Dich, Luise!“

„Würden Sie, um mit mir zu fliehen, von meiner Tante Ihren Unterhalt nehmen? frage ich.“

„Ich bin ein Mann, Luise.“

„Meine Tante denkt wie ein Mann. Das sagte ich meiner Tante. Sie antwortete, mich weinend an den Busen drückend — „Das soll Dich nicht abhalten, liebstes Kind, wenn Du nicht anders glücklich werden kannst. Das mußt Du entscheiden; denn Du trittst erst in's Leben ein.“ Eben darum entscheide ich.“

„Für die Tante? nicht für mich?“

„Für die Tante! o gewiß! für meine geliebte Mutter! mit einem gebrochenen, aber frohen, stillen Herzen. Hätte ich anders entscheiden können, so war ich keiner Liebe, gar keiner, am wenigsten der Liebe eines edlen Mannes werth. O, der Himmel helfe mir,“ rief sie, laut schluchzend, sich an meine Brust legend — „daß ich an diesem Herzen, dessen Liebe mein einziges Glück ausmacht, nie anders entscheide.“

Wir schwiegen Beide.

Dann hob sie ruhiger wieder an: „Doch das hätte sich machen lassen, Herold! Meine Mutter hätte ihren Stolz

meiner Liebe wohl geopfert. Aber sie selbst kann ich nicht opfern. Ich bin ihrem Leben nothwendig. Ich darf sie nicht verlassen, niemals! Nein! Niemals! Und sie kann mir und Dir nicht folgen. Sie kann nicht. Und wir? wir müßten fliehen. Denn, Herold, Du kennst den General nicht. Er würde uns auffuchen. Unter diesem Himmel dürften wir nicht bleiben. Denn fände er uns —“

„Nun, denn?“

„O Herold! Er würde fallen wie ein Mann, wie er von meinem Bruder kalt sagte. Oder Du selbst — Ein zweiter Mord würde das blutige Spiel des Glücks endigen!“

„Das heißt,“ sagte ich, kalt — „es geht nicht; denn Luise, die vor nichts zittert, zittert vor der Drohung eines Mannes.“

„Entscheide Du, Herold, darf ich meine Tante verlassen.“

„Das entscheide Du, oder sie selbst.“

„Sie hat entschieden. Ich soll sie verlassen.“

„Und die Geliebte sagt Nein!“  
„Eben weil die Mutter Ja sagt. Weil sie großmüthig ist, soll ich ungroßmüthig seyn? O laß uns, wenn wir glücklich werden sollen, den Schutzgeist des Glücks, ein reines Herz mit in unser Leben nehmen, Herold! „Gerechtigkeit ist die einzige Tugend des Menschen!“ sagt der Abbate, und über die bestimmt das Gewissen, nicht die gräbelnde Vernunft, nicht die gewaltsame Leidenschaft. Du stimmtest ihm ja in diesem Punkte bei. Ein Jahr von zehntausend Augenblicken liegt noch vor uns, und jeder Augenblick kann alles ändern, lieber, geliebter Herold! Ich habe den Auftrag von meiner Mutter, Dir dieses alles zu sagen. Wer ein Jahr hat, sagte Speroni, hat eine Welt voll Hoffnungen. Und nun — nun höre noch einige Worte von mir, von dem träumenden Mädchen, von dem liebenden Herzen. Was willst Du von mir? Liebe. Diese Liebe hast Du, Herold! Und diese Liebe ist kein Verbrechen, selbst wenn ich mit dem verhaßten Manne, dem ich

bestimmt bin, am Altare stehe, kein Vers-  
brechen. Ich kann an diese heilige, edle  
Liebe mit stillem Triumphe denken. Ich  
kann sie in mein frommstes Gebet ein-  
mischen und Engel werden mein Gebet  
und meine Liebe gen Himmel tragen.  
Sie sey das stille, heilige Geheimniß uns-  
eres Lebens, geweiht in dieser Stunde,  
geheiligt von frommen, großmüthigen  
Thränen. Siehst Du, liebster Herold,  
daß ich auch schwärmen kann, eben so er-  
haben, wie Du! So nimm diesen Ring  
von mir, Herold, den die reinste Liebe  
gibt, und den ungebrochne Treue tragen  
soll. Was ist denn Treue? wenn es nicht  
Liebe ist? Können wir dem furchtbaren  
Schicksal nicht entrinnen: so wollen wir  
ein Beispiel der allerreinsten Treue seyn.  
O ich träumte, und träume jetzt wieder  
von unaussprechlich schönen Augenblicken,  
von einem Augenblicke, da ein Mann zu  
mir tritt, ich sey, wer ich sey, ich gehöre  
an, wem ich angehöre, und ich erkenne  
den Mann; er ist's, dem mein Herz,  
mein Geist, meine Tugend angehört.

Zwar geht er wieder auf Jahre; aber —  
O Herold! Herold! o störe diese  
schönen Träume einer glücklichen Liebe  
nicht.“

Ich fühlte wohl, was sie meinte, was  
sie nicht deutlicher ausdrücken konnte. Ich  
nahm sie aber mit Entzücken in meine Ar-  
me; aber meine Lippen berührten die ih-  
rigen nicht. Ich nahm ihren Ring, in  
dem die beiden Buchstaben ihres Namens  
standen, L. B. Ich steckte ihn an meinen  
Finger; und sagte: „Wir sind auf ewig  
verlobt, auf die Stunde unseres Todes,  
meine Luise.“

Es war ein Traum voll vergeblicher  
Schwärmerei; aber dennoch war dieser  
Traum süß und erhebend.

Wir machten Namen mit einander  
aus, an denen wir uns erkennen wollten,  
Symbole, Zeichen, welche die treue Liebe  
bedeuten sollten, Bewegungen, durch die  
wir insgeheim in jeder Gesellschaft mit  
einander reden wollten. Und dann ver-  
güß, wie thörichte Kinder, fuhren wir  
nach Benedig zurück.

Schon am andern Tage redete S p e r o n i mit mir über meine und Luise's Liebe. Er setzte mir den eisernen, harten, kalten Charakter des Generals auseinand er, und wie leicht bei einem unbesonnenen Schritte von mir oder Luise'n auch der Frau von Bern glücklicher Zustand zerstört werden könnte. Ich sagte ihm alles, wie leicht mir es schien, die Schwierigkeiten zu besiegen. Er hörte mich ruhig an. Er zeigte mir jedes Hinderniß, und schloß mit den Worten: „Sie haben noch ein Jahr! Und das Schicksal auch, und ein Entschluß ist in Einem Augenblicke gefaßt. Und Ihnen,“ setzte er lächelnd hinzu — „sollte ein Jahr mit Luise'n, mit der Geliebten umzugehen, der Himmel und eine Ewigkeit scheinen?“

Ich sah seine Gründe ein; die Tante kam dazu; dann Luise. Wir faßten alle Hoffnungen, lebendige, selige Hoffnungen; nur S p e r o n i nicht. Er kannte den General am besten.

Ich und Luise bildeten unsere geheime Sprache immer mehr aus. Tausend

Worte erkleten von uns geheime Anspielungen, die wir allein verstanden.

Mit jedem Tage wuchs unsre Liebe, aber auch unsre Hoffnung.

Speroni drang endlich mit Ernst darauf, daß wir unsre Liebe mehr verhalten sollten.

Frau von Bern mietete am Gardasee eine kleine Villa auf einem Hügel, von dem man die Aussicht auf den schönen See hatte. Sie lag einsam zwischen Weinhügeln. Ich trug, auf Speroni's Rath, die Kleidung halb zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande. Ich weiß nicht, was Speroni fürchtete.

Frau von Bern fand doch auf die Länge das Leben auf der einsamen Villa ein wenig langweilig. Sie machte Reisen nach Mailand, nach Verona, nach den umliegenden Städten. Auf Speroni's Witten blieb ich in der Zeit auf der Villa, und ich und Luise wechselten jeden Tag lange Briefe, ein neues, ein unendliches Vergnügen. O Du mein Freund, Du weißt nicht, welch eine  
Sum-

Summe von köstlichen Freuden der Himm-  
mel in den engen Raum des einen Jah-  
res für mich preste. O wie glücklich war  
ich, wie glücklich war sie! Unsre Hoffnung  
stieg; unsre Entschlossenheit, das Gebot  
des Tyrannen zu brechen, wurde stärker.  
Die Tante sagte selbst: „Nein, nein, und  
müßte ich mit Euch in eine menschenleere  
Wüste fliehen, nein, ihr sollt nicht un-  
glücklich werden.“

Wir arbeiteten alle emsig an dem Pla-  
ne unseres Glücks; selbst Speroni  
war dabei beschäftigt. Wir statteten die  
Einsamkeit, in welcher wir leben wollten,  
mit so viel Reizen aus, daß sogar die  
Tante die Forderung an das gesellige Leben  
aufgab, und mit uns zu leben beschloß.  
Jeden Tag gaben wir der Zukunft ein  
neues Glück und eine neue Sicherheit.  
Aber doch heftete Jeder von uns den  
hoffenden Blick auf das greise Haupt des  
Generals, auf sein Alter, auf sein Grab,  
ohne es einem Andern zu sagen.

Speroni allein war von Zeit zu Zeit  
wie ein Unglück, weissagender Prophet.

„Wir machen alle Vorbereitungen für unser Glück,“ sagte er — „und keine für den Fall, wenn es mißglückt. Das Glück ist ohne Vorbereitung zu tragen, aber das Unglück nicht. Ich kenne den General, Er hat seinen Plan so gut, wie wir. Dafür stehe ich. Und in diesem Fall?“

„In diesem Falle, Speroni, tritt der Mann gegen Mann, und eiserner Wille gegen eisernen Willen, und wenn es seyn muß, alles! alles! selbst das Leben gegen alles!“ rief ich und umfahre Luise — „dieses Mädchen laß ich nicht.“

„Und müßte ein Mord sie erkaufen, und die Quaal eines langen, unglücklichen Lebens? Nicht wahr? O rette sie nur so! Denn kannst Du ihre Träume bewahren, daß nicht ihr ermordeter Oheim, der für eine flüchtige Minute Deines Glücks fallen mußte, ihr wie ein drohendes Gespenst erscheine? Kannst Du das?“

Er war aufgestanden bei den Worten, und stand selbst wie ein drohendes Gespenst vor uns. Luise erblaßte, die

Tante erblickte. Vor meinen Augen stand Albert, von dem Blute Berns, von den Seufzern seiner Schwester verfolgt.

„Nein,“ rief ich — „das nicht! Aber so laßt uns eilen!“

Die Zubereitungen zu unsrer Flucht wurden gemacht. Ein kleines Landhaus bei Palermo in Sizilien wurde für unsern geheimen Aufenthalt bis an des Generals Tod ansersehen. Ich flog dahin. Unter einem italiänischen Namen kaufte ich es. Unsre Domestiken wurden abgedankt. Die Frau von Bern behielt nur einen sehr treuen Bedienten bei sich. Ich kam zurück. Ich erzählte, welche Anstalten ich getroffen. Wir verließen unsre Villa am Garda-See, zogen hierhin und dorthin, um unsern Weg, den wir genommen, zu verbergen. Ich flog nach Livorno, ein Schiff zu unsrer Ueberfahrt zu miethen; und dann waren wir Alle bereit, nach Sizilien abzugehen. Ich nahm zum letzten Mal Abschied von Luise. „Ich zittere,“ sagte sie — „ein geheimes Grauen übersällt mich,

Herold, je näher der Augenblick unserer Rettung kommt. Da hängt der dunkle Vorhang der Zukunft. Er bewegt sich, er rauscht, als wolle er jetzt und jetzt emporstiegen, und — was, o was werden wir sehen?"

„Ein Leben voll Glück, wenn Du Muth hast, glücklich zu seyn!"

„O! o! Aber so laß uns noch einmal alle unsre Schwüre der Liebe, der Treue wiederholen, Herold! Denn es ist mir, als gingest Du auf ewig!"

Wir schworen noch einmal.

„Auch wenn uns das Schicksal auf immer trennte, Herold!"

„Auch so!"

Ich ging.

#### Fortsetzung.

Alles war eingerichtet. Ein griechischer Küstenfahrer war gemiethet. Mein Herz pochte vor Freude. Ich lehrte zu

rück und fand Speroni allein. Er kam mir mit einem kalten Gesicht entgegen.

Zwei Tage nach meiner Abreise — Luise sitzt allein und redet mit ihrer Tante von dem Glück der Zukunft — da öffnet sich die Thür, und der General — in seiner Staatsuniform und mit dem großen Orden geschmückt, den er sonst nicht oft trägt — tritt herein, hinter sich einen Adjutanten, und zwei Bedienten in prächtigen Livreen.

Luise stürzt ihrer Tante, erblaßt, in die zitternden Arme.

„Gut, daß ich Sie finde!“ hebt der Alte mit einem eiskalten Gesicht an. „Ihre Flucht war gut berechnet; aber wie Sie sehen, Schwester, habe ich Ihnen einen Marsch abgewonnen, wie ein General, der sein Handwerk gelernt hat.“

Tante und Luise blieben stumm.

„Es ist mir lieb,“ hebt er wieder an — „daß Sie eingerichtet sind, sogleich zu reisen; denn in einer Stunde sind wir unterwegs nach Deutschland.“

„Sie gaben Luise ein ganzes Jahr,

lieber Bruder?“ sagt endlich die Frau von Bern furchtsam.

„Sie mir auch. Ich frage, wie ein ehrlicher Mann, Sie, Schwester, wer zuerst sein Wort gebrochen hat, Luise oder ich?“

Spéroni hob an: „Eure Exzellenz —“

„Herr Abbate, Sie haben einmal mitreden dürfen. Das war Ihre Sache. Diese, hoffe ich, ist Ihnen fremd. Ich verbitte jede Theilnahme. Ich weiß, was ich thue, und ich bin eben so fest entschlossen, meinen Willen zu haben, für den die Ehre, Ihr Wort, Luises Wort spricht, als Sie Ihren, Schwester, für den nichts spricht, als eine jugendliche Thorheit.“

„Sie scheinen zu wissen, Herr Bruder —“

„Was ich weiß, kann ich verzeihen. Und das ist mehr, als Sie vielleicht hoffen. Sie haben Ihre Anstalten getroffen, ich meine.“

„Nun denn, Bruder; darf ich re-  
den?“

„So viel Sie wollen.“

Die Tante winkte auf den Offizier,  
der verwundert dasteht. Der General be-  
siehlt ihm, das Zimmer zu verlassen, und  
den Wagen bereit zu halten.

„Der Vater Luise's,“ hob die  
Tante an — „gab Ihnen das Recht,  
über Luise's Hand zu bestimmen.“

„Ja! Ich gebrauche das Recht. Sa-  
gen Sie mir, welches Recht Sie dazu  
hatten.“

„Mir scheint's, als mißbrauchten Sie  
Ihr Recht. Hat nicht Ihre Nichte  
Ansprüche auf Glück?“

„Nicht auf Jedes! Sehen Sie, ich  
habe Ansprüche auf Leben, und wenn  
morgen mein Fürst befiehlt, eine Batte-  
rie zu nehmen: so muß ich. Die Lage  
beschränkt die Ansprüche. Aber mögen  
Sie mich für einen Tyrannen halten; auf  
die Gefahr wage ich's. Luise geht mit  
mir, und diesen Augenblick!“

Hier sprang Luise auf: „Ich entsa-

ge meinem Namen, Ihrer Verwandtschaft, Allem, was uns verbindet, Allem. Ich fodere die Freiheit einer Bettlerin.“

„Wärst Du eine Bettlerin, so stünde freilich kein Dheim hier. Aber er steht hier, und keine Deklamazion wird ihn wegzaubern.“

Luiſe warf ſich zu der Tante Füßen.

„Mein Herr General,“ rief die Frau von Bern Kolz — „ich werde den Schuß der Obrigkeit gegen Gewalt aufrufen.“

„Das habe ich gethan, und für mein gutes Recht. Hier iſt der Befehl des Großherzogs. Schwester, ich bin feſt, feſt niſch oſſen, Luiſen mit mir zu nehmen, ſo feſt, als wäre es der Spruch des Himmels. Ich habe ein Recht, Luiſen vorzuwerfen, daß ſie, die meinen Namen führt, ihr Wort, was ſie mir gegeben, gebrochen hat.“

„Eine Liebe, die erſt nachher entſtand —“

„Schweſter, Sie thun mit Grundſätzen der Tugend groß. Ich bitte Sie,

entehren Sie Ihre Grundsätze, Ihr Geschlecht nicht. Ist Liebe eine Rechtfertigung der Untreue, so schwöre jeder Mann Ihrem Geschlecht ewigen Haß! Daß sie liebt, mag sehn. Damit mag Luise sich vertheidigen; aber die Tante, die mich kante, hat zu ihrer Vertheidigung nichts. Dein Bruder, Luise, starb für eine solche Entehrung, unseres Namens. Es ist nicht gut, daß die Schwester den Tod des Bruders zu einem Possenspiele macht. Ich bitte Dich, Luise. Mein Wagen steht da. Eile! Zu entkommen ist nicht. Und könntest Du entkommen, so würde ich lieber, um die Tochter eines Bruders von der Schande zu retten —" Hier blickte sein Auge fürchtbar auf, und er erblickte zugleich.

„Sie erblassen vor dem schrecklichen Gedanken, Bruder!“

„Ich erblasse; aber, Frau, wer ist Schuld, als Sie, daß ich erblassen muß? Luise, komm! Denn keine Gewalt kann Dich retten! Du wußtest diese Stun-

de voraus! Schaffen Sie Luifens Kleider, Schwester!"

Er gab Luifen die Hand. Luife umfaßte ihre Tante.

In dem Augenblick hob der General sie empor, und trug sie — sie sank auf seiner Schulter in Ohnmacht — hinaus in den Wagen.

Der Offizier stieg neben Luifen ein, der Wagen rollte fort; die Tante rief: „Barbar, Sie sollen mich von meinem Kinde nicht trennen!"

„Das will ich nicht. Ich will nichts, als Eins; aber das will ich gewiß. Machen Sie sich fertig, wir fahren nach.“  
Es war nichts zu thun. Die Tante mußte sich geben. Sie versprach Speroui, zu schreiben. Mein Name wurde nicht genannt. Sie reiste mit dem General ab. Auf allen Stationen waren die Pferde schon bestellt. Die Reise ging Tag und Nacht, und nach einigen Tagen waren sie auf dem Gute des Generals.

Er überließ Luifen einige Tage lang der Tante. Dann kündigte er Luifen

ihre nahe Verheirathung mit dem Major  
K a u c h an.

Er sagte der Tante: „Wollen Sie  
L u i s e n glücklich sehen, das will ich auch,  
so reden Sie ihr zu, mit Anstand den  
Schritt zu thun, den sie nicht vermeiden  
kann.“

Der Major K a u c h kam. Die Tan-  
te erwartete ein Ungeheuer; und ein blü-  
hender Mann, voll Geist, ein guter,  
sanfter Mann, bat um ihrer Nichte  
Hand.

L u i s e allein blieb unbewegt. Der  
General trat mit kaltem Gesicht zu ihr.  
„Ich weiß, L u i s e, was Du kannst; ich  
weiß sogar, was Du willst. Aber über-  
leg, was ich kann, und was ich fest will;  
fest!“ Sein Auge blitzte. „Der Mann,  
den Du liebst, war in Livorno, und  
ist jetzt bei Speroni, Deiner Tante  
Brieffe erwartend, um zu erfahren, wo  
wir sind. Ich liebe die Härte nicht, wo  
sie nicht nöthig ist. Aber ich kann hart  
seyn, wo es seyn muß. Ein Wort von  
mir an den Großherzog, und er sitzt im

Kerker, den er nur an dem Tage verläßt, wo Du mit Rauch an den Altar trittst. Nicht eher. Noch weiß er nicht, wo Du bist; aber er ist in meiner Gewalt; das glaube. Hast Du etwas gegen den Major Rauch? Deine Tante nicht."

So in Kürze gesagt von seinen Drohungen, von der Tante überredet, von unsern Schwüren einer ewigen Liebe, und wäre sie auch das Eigenthum eines Andern, schön getäuscht, mich aus dem Kerker zu retten, vielleicht gar — von dem Dolche eines Bravo — obwohl sie selbst das ihrem Oheim nicht zutraute — schlug die furchtbare Stunde. Sie wurde die Frau des Majors Rauch.

Von diesem Augenblick an kam nicht ein hartes Wort mehr über des Generals Lippen. Er überhäufte sie mit Güte, mit Wohlwollen, mit einer zutrauensvollen Achtung, und mit natürlicher Liebe. Sie ging, in Begleitung ihrer Tante, mit ihrem Manne in seine Garnison. Der Major war ein vortrefflicher Mensch,

der ihren Kummer zu ehren verstand, ohne nach seiner Ursach zu fragen.

„Das alles las ich in dem Briefe der Tante an Speroni.“

„Du kannst denken, wie mir war, wie ich in des Zorns entsetzlicher Gewalt Rache an dem alten Tyrannen schwor.“

„Einer von uns Beiden!“ rief ich und wollte fort. Speroni hatte alle Mühe von der Welt, mich zu beruhigen. Ihm wäre es nicht gelungen; aber es gelang Luise. Ein Paar Worte von ihrer Hand unter dem Briefe ihrer Tante an Speroni geschrieben, in unsrer geheimen Sprache der Liebe geschrieben, die Niemand verstand, als ich und sie, banden meinen Willen und meinen Arm. Ich reiste mit Speroni durch Italien, durch Frankreich. Er war mir nothwendig; denn er hatte Luise gekannt, mit ihm konnte ich von ihr reden; durch ihn erhielt ich von Zeit zu Zeit ein Paar Worte von ihrer Hand, die Versicherung, daß sie ruhig wäre, glücklich sogar. „Aber der Tempel des schönsten Morgens,“ sez-

te sie hinzu — „steht immer in alter Pracht und trogt der Zukunft.“ So nannten wir unsre Liebe. Ich vermied Deutschland; denn ich durfte sie nicht sehen, und in die Nähe jenes furchtbaren Menschen, der uns trennte, durfte ich noch weniger kommen. Ich dachte an ihn mit einem glühenden Haffe.

Nach vier Jahren sagte mir Spe-  
roni auf den Alpen: „Nun ist's genug,  
Herold! Dort ist Dein Vaterland.  
Ruhe hast Du gefunden. Nun suche das  
Glück des Lebens unter Deinen Mitbür-  
gern. Ich suche es von heute an in der  
Einsamkeit eines Klosters.“

Wir trennten uns. Ich kehrte zurück.  
Ich fand meine Schwester und ihre Kin-  
der, und meinen Ferdinand; aber ich  
fand weder Ruhe noch Glück. Tausend  
Mal war ich Willens, Luise noch ein-  
mal wieder zu sehen; aber sie wünschte es  
nicht.

Ich arbeitete wie ein Mann, um mich  
ins Gleis zu bringen; aber vergebens;

und meine Schwester sah es gern, denn ich, daß ich so lebte.

Endlich sah ich sie wieder. Der General Bern war auf seinen Gütern jenseits des Rheins, da die wilden Republikaner zum ersten Mal in Deutschland einbrachen. Es wurden, wie immer, unerschwingliche Kontributionen von dem Lande, worin der General begütert war, gefodert. Städte und Dörfer fleheten um des Generals Vorsprache bei dem französischen Feldherrn. Der alte Soldat, der fremden Sprache mächtig, trat mit der Kraft der Wahrheit, und mit dem imponirenden Stolz seines Charakters und seines Standes vor den feindlichen Feldherrn, und redete wie ein furchtloser Mann.

Die Kontributionen wurden sehr gemildert, das Land auffallend verschont. Die Stände des Landes, die Einwohner nannten den General ihren Helden. Des Generals Güter waren ganz frei. Aber dafür mußte der General recht oft im französischen Lager seyn. Der feindliche

Feldherr achtete den Mann und den Krieger. Er besuchte ihn auf seinem Gute und Fern gab ihm natürlich glänzende Feste auf seinen Gütern.

Sogleich hing sich der Neid und die Verläumdung an ihn. Man suchte die Achseln, wenn der Fürst den General lobte. Man machte seine Grundsätze verdächtig. Man fragte lächelnd, warum des Generals Güter allein verschont würden.

Eine kleine Festung, die nicht versehen war, ergab sich, und es war wahr, auf den Rath des Generals, weil sie sich nicht drei Tage halten konnte.

Der General wurde zurückgerufen. Man empfing ihn kalt, und er blieb seinem Charakter getreu. Er trogte.

Das Jahr darauf drang eine neue feindliche Armee ein. Das Land wurde verwüster, am meisten des Generals Güter. Er verlor fast alles, und in diesem schrecklichen Zeitpunkt foderte man von ihm Rechenschaft über die Kontributionen,  
die

die das Jahr vorher freilich allein durch seine Hände gegangen waren.

Die Belege — denn er war vorsichtig gewesen — waren auf seinen Gütern, und sie konnten seine Unschuld vollkommen erweisen.

Er schrieb dahin, und alle Rechnungen und Belege waren nicht zu finden. Desto trotziger drang der unbeugsame Mann auf eine strenge Untersuchung. Sie war nur zu streng. Seine Feinde fühlten, sie hätten diesen Mann gar nicht angreifen müssen, oder sie mußten ihn ganz und gar verderben; denn der alte General hatte mit entsetzlichem Ernst erklärt, sobald sein Prozeß zu Ende wäre, von seinen Anklägern persönlich Rechenschaft zu fordern, und man wußte, er hielt Wort. Ich hatte ein Geldkomptoir zu Frankfurt. Mein Haus hatte eine große Summe für die Kontribution dem Lande vorgeschossen. Ich wußte kaum, daß der General dabei zu thun gehabt hatte; denn ich war gerade zu der Zeit in

Preußen. Ich hatte Ursach, zu glauben, Albert lebe dort.

„Seht,“ ruft der alte Mann — „sie hetzen mich zu Tode. Möchten sie, mich! Aber meine Ehre! Die Unmenschen! O lieber Rauch! Was mache ich?“

„Es müssen doch noch irgendwo Belege seyn,“ sagt der Major Rauch. „Wie nahmen Sie das Geld auf? Von wem?“

„Von Herold und Salm in Frankfurt.“

Die Tante steht Luise an, und Luise tritt näher.

„Und kann das Sie retten?“ fragt Luise.

„Vielleicht; wenn sie nicht mit in dem höllischen Bunde sind.“

„Gewiß nicht!“ sagte Luise, fest versichernd.

„Wie weißt Du das?“

„Weil ich den Mann kenne!“ ruft sie, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Luise!“ ruft der General, sich besinnend — „ist es der? der?“

„Der!“ sagt sie zitternd.

„Auf den rechnest Du? Den habe ich beleidigt; aber jene Unmenschen nicht.“

„Ich rechne fest auf ihn.“

„So hast Du ihn wiedergesehen!“ ruft der General zornig.

„Nie! nie!“

„Oder geschrieben!“

„Nie ein Wort. Oheim, ich habe eine Ehre wie Sie, und zarter wie Ihre, die Ehre meines Mannes.“

Rauch fragt, und der General erzählt, so viel er kann, und setzt hinzu: „Auf den soll ich rechnen, Luise?“

„Ich rechne auf diesen Mann, der nicht glücklich geworden ist, und eben darum darf ich's gestehen, daß ich ihn unendlich liebe. Sie kannten ihn nicht; ich kannte ihn. Darf ich ihm schreiben?“

Sie schrieb mir in einfachen Worten die Lage des Generals, und daß ich ihn vielleicht von der Schande, ein Verrüger zu heißen, retten könnte. „Ich rechne darauf!“ mit den Worten endigte sie.

Sie gab Ihrem Manne den Brief; dann dem General. Die Tante meinte, Luise hätte wohl ein wenig angelegentlicher schreiben können. Luise lächelte.

Ich erhielt den Brief. Ich ging nach Frankfurt. Ich fand Belege über die Summen von dem Lande; aber die erwiesfen nicht viel. Ich ging über den Rhein. Der General hatte einige Namen genannt, die ich im Verdacht hatte. Ich ging der Spur geduldig nach. Es kostete mir Geld, Zeit und Mühe, die Spur heller zu machen. Sie wurde heller. Hier zahlte ich, dort drohete ich; dort half ein Zufall, hier eine ehrliche Seele. Da ich nun das Gewebe der Spigbüberei offen vor mir sah, trat ich drohend auf, lobte

Verschwiegenheit, im Fall man mir die Belege ausliefern wollte.

Ich hatte einen Beleg. Der Eine, den ich zeigte, half mir zu dem andern. Ich machte die Spitzbubenrotte uneins. Wie immer, einer fürchtere den andern; und nun endlich, da ich die Papiere hatte, flog ich zu dem General.

Ich ließ mich melden, als aus dem Hause Herold und Salm in Frankfurt.

Ich nannte meinen Namen. Er maß mich von oben bis unten. „Meine Rechte, die Sie kennen, rechnet auf Sie, Herr Herold. Was aus Ihrem Hause mir werden kann, wird nicht viel seyn; und daran zweifelte ich nicht, mein Herr.“

„Ich bringe mehr, Euer Exzellenz. Ihre ganze Korrespondenz mit den Ständen in den Kontributions-Sachen.“

Er sah mich starr an. Ich gab ihm die Papiere. Er sah sie durch.

„Hier,“ fuhr ich fort, und gab ihm Briefe, von seinem Hauptfeinde, die vollständig bewiesen, daß das Komplot gegen den General, um ihn zu stürzen, erfonnen war — „sind Briefe, die einen Schurken in Ihre Hand geben.“

Er las. „Schurke!“ rief er — „höllischer Schurke!“

„Ich habe mich für Sie verbürgt, daß Sie nur die Papiere gebrauchen wollen, die Ihre Unschuld erweisen, nicht die, welche den Schurken unglücklich machen, verbürgt für Sie, daß Sie sich nicht rächen wollen. Denn nur so war mir's möglich, die Papiere zusammen zu bringen.“

„Das ist übel gethan, mein Herr. Aber — meine Nichte verbürgt sich für Sie, Sie für mich. Sie ehrten meiner Nichte Bürgschaft. Ich die Ihrige.“

Er sah mich wieder starr an. „Mein Herr,“ sagte er dann — „ich habe mit

einem Manne zu thun, dem ich einmal eine dunkle Stunde gemacht habe; meine Nichte sagt, ich hätte Ihnen ein ganzes Leben dunkel gemacht.“

Er sah mich wieder starr an und fuhr fort: „Ich wollte, Sie könnten hier in meine Brust sehen, welch eine Art von feltener Achtung gegen Sie meine Seele bewegt: nicht der Papiere wegen; denn ich bin überzeugt, man hätte es nicht gewagt, meine Ehre anzugreifen, und am Ende hätte ich mit Gewalt mich durchgesprochen. Sind Sie verheirathet?“

„Nein!“

„Ich hoffe kein dunkles Leben! kein ganzes dunkles Leben?“

Ich lächelte und sagte: „Wußt der Mensch ganz glücklich seyn?“

„Hm, so mein' ich's. Haben Sie meine Nichte wieder gesehen, seit sie Frau ist?“

„Nein!“

„Wie ihr geschrieben?“

„Nein!“

„In der That, Sie waren der Liebe des Mädchens werth. Luise ist glücklich, trotz ihrer Liebe. Sehen Sie, ich verstehe mich auch auf das menschliche Glück ein wenig. Der Major Rauch ist ein sehr edler Mann; aber dennoch, das glaube ich jetzt, hat Ihre Liebe meiner Nichte einen heiligen Kranz auf die Seele gesetzt. Sie ist hier das Muster der Weiber, und der Mütter und der Nichten. Herr, der Nichten!“

In dem Augenblick öffnete sich die Thür, ein schönes Mädchen stieg in das Zimmer an die Knie des Generals, mit dem frohen Geschrei: „Die Mutter, lieber Großvater, und die Großmutter sind da. Eben kam der Wagen.“

Der General nahm das Kind auf seine Arme, und sagte, liebevoll: „Sag dem fremden Manne da, wie lieb Du Deinen Großvater hast?“

Das Kind schlang die Arme um das greise Haupt des Mannes, und rief: „Ach, ich habe Dich sehr lieb, Großvater!“

Er sah mich starr an mit Augen, die dunkler wurden, und sagte leiser, als er gewöhnlich redete, und saufster: „Sehen Sie, es ist nicht alles dunkel geworden.“ Er legte das Kind bei diesen Worten an meine Brust, und sagte mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit: „Es ist Luise's Tochter! Dieser Moment ist doch auch schön, junger, einsamer Mann!“

Dann schellte er. Er rief dem Bedienten herrisch entgegen: „Frau von Bern und die Majorin!“

„Um's Himmels willen, Eure Erzelenz!“

„Sie müssen Luise'n sehen. Herr, ich weiß, daß meine Nichte mit Jünigkeit an Sie denkt, mit einer Jünigkeit, die ich kaum für möglich hielt, an Sie denkt; aber wäre sie meine Frau, Herr, und

wäre ich eifersüchtig, wie der lebendige Teufel, so sollten Sie Luise'n sehen, damit Sie überzeugt wären, daß der General Bern den edlen Charakter eines Mannes, und die Treue einer Frau zu ehren versteht."

Ich hörte Stimmen im Gange vor der Thür. Ich war außer mir. Die Thür flog auf, und — o Minute voll Entzücken und Schmerz! — Luise trat in's Zimmer. Sie blieb auf der Schwelle stehen, erblaffend, dann erröthend.

Der General rief, um uns zu Hülfe zu kommen: „Du hast Dich für ihn verbürgt, Luise! Er sich für mich! Ich verbürge mich für Euch Beide! Aber er sollte nicht gehen, ohne mit seinen Augen zu sehen, daß Luise glücklich ist.“

Ich und Luise standen gegen einander über, ihre Tochter war noch auf meinen Armen. Meine Thränen flossen mild auf die Arme des Kindes, womit es mich

umfaßt hatte. Luise legte ihr Haupt zum Schutz an die Brust ihrer Tante, und goß ihre Thränen an diesen theuren Busen voll Liebe.

Wir hatten noch nicht ein Wort gesprochen, da trat ein Offizier in's Zimmer. Luise flog ihm entgegen und rief: „O mein theurer Mann!“

„Der Mann da,“ hob der General an — „der Mann da, lieber Major, heißt Herold. Er hat mir die Papiere gebracht. Es ist alles in Wichtigkeit! Luise, Dein Mann kenne den Namen Herold jetzt von mir, und um dieses Namens willen hat er Dich noch lieber; denn er weiß alles!“

Der Major lächelte; er führte Luise an, welche die Augen niederschlug, auf mich zu, langsam; denn jeder Schritt sträubte sich, ohne daß sie es wußte.

Dann schlug sie das Auge auf, sah mich an und sagte: „O Herold! Ich

war Allem getreu. O liebster Mann, ich gebe Dir die Freundschaft dieses edlen Mannes, das kostbarste Geschenk, das ich Dir je gab!"

Das brachte sie doch hervor. Ich nicht ein Wort! Nicht einmal einen Gedanken. Ich hielt das Kind, als wollte es mir Jemand rauben, fest an meine Brust. Der Major umarmte mich. Ich ließ es geschehen, bis denn die Frau von Vern sich unser Aller erbarmte, nach Speroni, nach Italien fragte, nach ihren Freunden in Pisa und Mailand.

Mitten in diesem Gespräch — Luise hatte sich erholt — gab sie mir das geheime Zeichen der ewigen, unveränderlichen Liebe, und dann nach ein Paar Augenblicken das Zeichen des Scheidens.

Sie reichte mir zum Abschiede ihre Hand. Sie drückte den Ring an meinem Finger unvermerkt und stark. Sie

nannte mir den Namen ihrer Tochter, Minna. Wilhelm heiße ich. Ich drückte meine Lippen auf des Kindes schönen Mund.

Der General begleitete mich bis vor das Zimmer. Er drückte mich an sich, und sagte: „So ein Moment mag wehe thun, mein Freund! aber er ist ein ganzes Leben werth.“

Er that wehe, er that wehe, Breimann. Ich kämpfe mit diesem Momente Jahre lang; aber ich hatte sie wieder gesehen, und sie war glücklich.

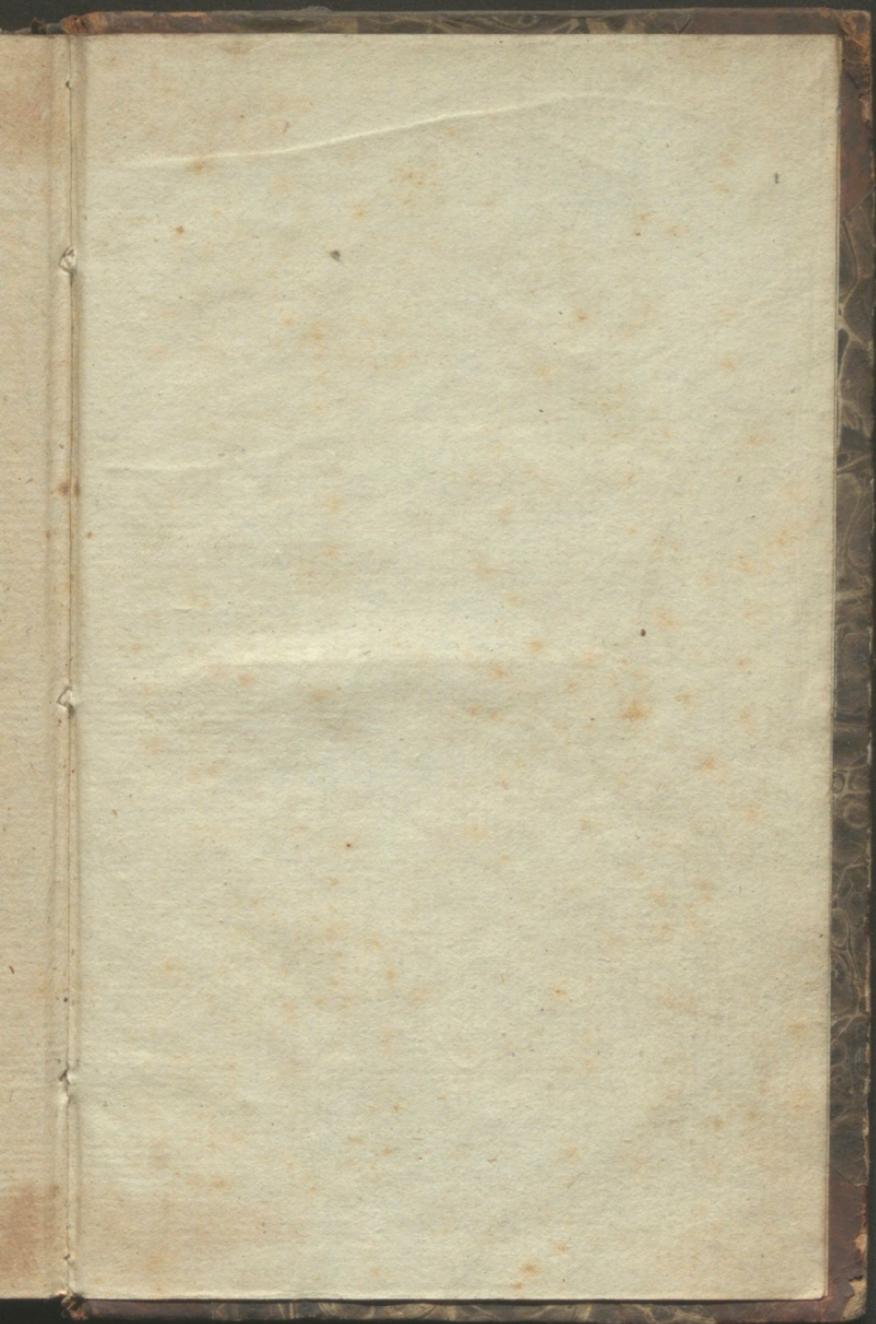
Eben da ich nun Sophien in meiner Schwester Haus brachte, erhielt ich einen Brief von der Frau von Bern, der mich bittet, mich bereit zu halten, zu kommen, wenn sie mir wieder schreibt.

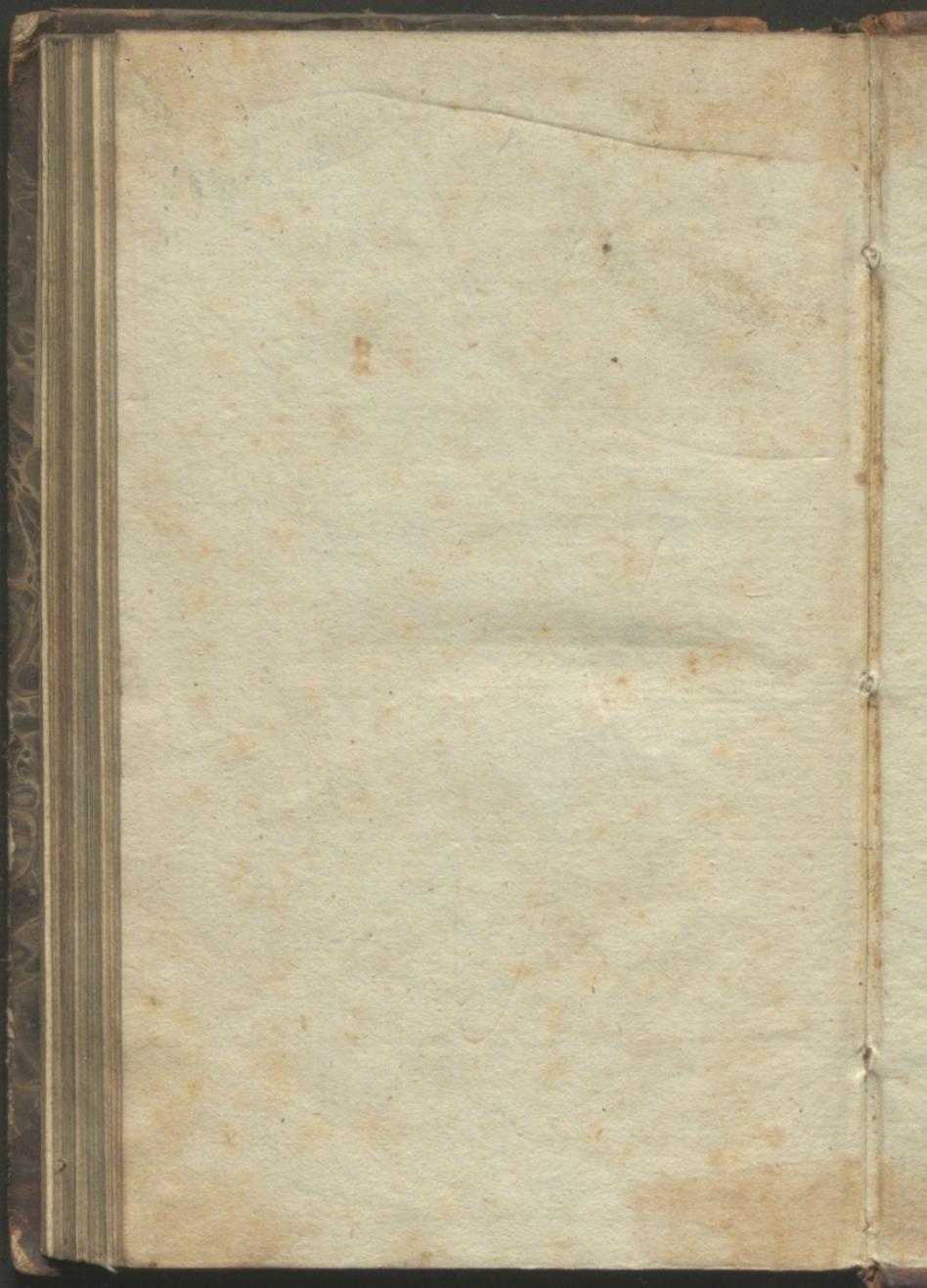
Der Brief klingt wie ein Orakel, sehr dunkel. Was es ist, weiß ich nicht. Aber es betrifft Luise, das

weiß ich; und ich kämpfe in Wachen  
und Träumen mit allen Unglücksfällen,  
welche dem geliebten, dem ewig geliebten  
Wesen begegnet seyn können. Nein,  
ich schlafe nicht auf Dösen! wie die  
Base sagt. Nein! nein!

Ende des ersten Bändchens.







9365  
1

7. d

12. Ch

8559

2709

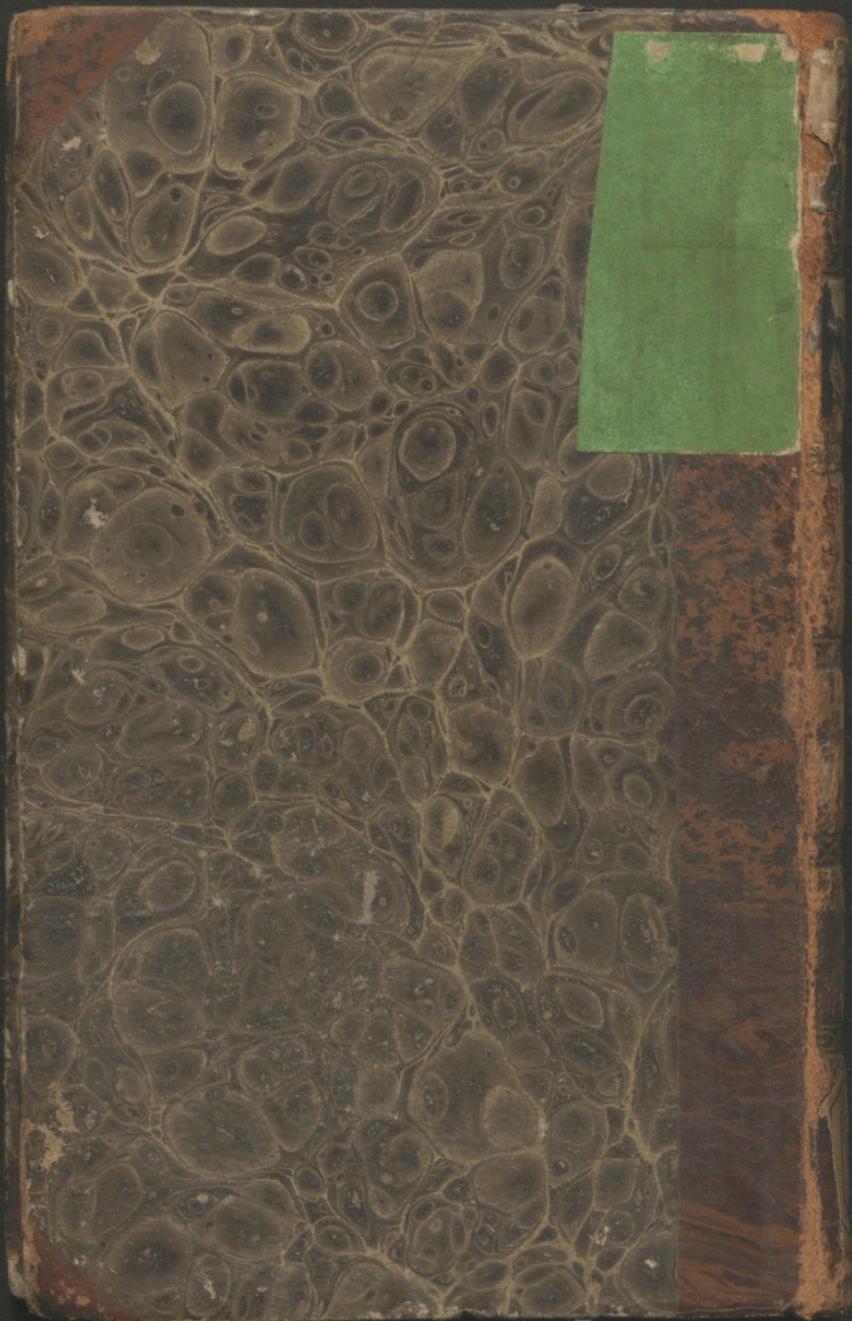
§  
1

2 B. H. M.

ULB Halle  
008 870 012

3





Die  
Geschwister

